

Schmidt-Weissenfels



<36635211650016


Die Stadt der Intelligenz
von
SCHMIDT-WEISSENFELS
„Hut' Di, Jungk, 's sind Nesseln d'ran!"

Die

Stadt der Intelligenz.

Die

Stadt der Intelligenz.

Geschichten

aus

Berlin's Vor- und Nachmärz.

Von

Schmidt-Weißenfels.

„Hut' Di, Jungk, 's sind Nesseln d'ran."

Berlin, 1865.

Verlag von Oswald Seehagen.

Inhalt.

Seite

IV. Noble Passionen.

V. Aus der Naturgeschichte des Landtags.

VI. Figuren aus der alten Hofwelt.

VII. Salons von Ehedem.

VIII. Die Concertmacher.

IX. Panem et circensis.

Seite

X. Trinkhallen.

I.

Was die Steine reden.

Alt- und Neu-Berlin. — Der Vormärz und die Errungenschaften von 1848. — Der dritte Stand. — Die Völkerwanderung. — Reaction und Fortschritt. — Pulsschlag des Lebens. — Krähwinkel und Großstadt. — Eine Kommune wie ein deutscher Duodezstaat.

Berlin ist in architektonischer Hinsicht immer eine der unbedeutendsten Städte gewesen. Es besitzt keine oder doch sehr wenige jener schönen, ehrwürdigen Baudenkmäler, welche von dem Geist und der Kunst in der Blüthezeit der deutschen Nation Zeugniß ablegen, wie in so vielen und kleinen deutschen Städten, die, wie Nürnberg, Augsburg, Würzburg, als wahre Schatzkästlein zu betrachten sind. Die Hauptstadt des preußischen Staats, der an die Spitze des zukünftigen Deutschlands zu treten bemüht ist, hat Nichts, gar Nichts aufzuweisen, was von dem Leben des alten Deutschland redet. Ja sie hat kaum einige Steine, welche von großen vergangenen Tagen überhaupt sprechen könnten; keine jener Kirchen, die dastehen als Merkzeichen der gewaltigen Herrschaft des Klerus; keine jener Paläste oder alten Patriziergebäude, die ehrwürdig inmitten

der plebejischen Gegenwart emporragen als Ruinen der Herrlichkeit des Ritterthums und der einstigen Macht des Bürgers. Und in der That, die Chronik von Berlin erzählt darüber fast Nichts, was nur irgendwie in Vergleich mit anderen Städten, mit Breslau, Leipzig, Braunschweig, Halle, Bremen und vielen anderen, zu stellen wäre. Ueberall in der Hauptstadt des Brandenburgischen Sandreichs der Hohenzollern, die es nach und nach zu Etwas zu bringen wußten, drückt sich in Gemäuer und Gestein ein ewiges charakter- und geistloses Einerlei aus, wie es das Leben Berlins auch Jahrhunderte lang aufwies — eine Wohnstätte bescheidener, ja ärmlicher Bürger und Halbbauern, die in dem großen Leben der Deutschen Nation keine Rolle spielten und auch keine spielen wollten, an der Geschichte des Volks kaum mehr als einen indirekten Antheil nahmen, und deren Stadt selber keine eigene Geschichte lebte, welche ihrem inneren Wesen irgend ein besonderes charakteristisches Merkmal für spätere Geschlechter aufdrückte, wie dies z. B. mit Glogau und noch mehr mit dem reichen, durch Fehde berühmten Görlitz der Fall ist; ein paar versteckte Rolandsköpfe sind ziemlich noch das Einzige, was von Berlins altem Gerichtswesen Zeugniß ablegt, ohne indessen die heutige Generation in den Erinnerungen und Traditionen an jene alte Bürgerfreiheit, die Gleiche als Geschworene über Gleiche auf offenem Marktplatz zu Gericht sitzen ließ, daran zu mahnen, daß die heutigen Geschworenengerichte, die Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, kaum mehr als eine verstümmelte

Einrichtung des Mittelalters sind, was beweist, daß der Fortschritt ein ganz kurioses Ding ist. Selbst ein Rathhaus, daß doch so vieler, oft ganz kleiner Städte Stolz bildet und von dem Reichthum, Selbstbewußtsein und Kunstsinn des alten Bürgerthums zeugt, existirt nicht. Der alte Steinkasten, der seit Jahrhunderten den hochweisen Magistrat von Berlin und seine guten und schlechten, schwachen und präfektenartigen Bürgermeister beherbergte, ist nicht des Ansehens werth und wird demnächst heruntergerissen werden, ohne daß irgend einem Berliner unserer Tage Etwas dabei einfiele.

Auch solche farbige Bilder und Zierrath, Erker und Schnitzereien, die an das romantische Mittelalter und die Sorge der Geschlechter für Herstellung und Pflege einer behaglichen, liebgewonnenen und dauernd zu erhaltenden Häuslichkeit mahnen, sucht man in der uralten Wendenstadt, die germanisirt wurde, vergebens. Ein paar nüchterne Kirchen und Häuser belehren, daß Berlin schon vor vierhundert Jahren stand; im Allgemeinen aber giebt es sich, als wenn es vor hundertfünfzig Jahren aufgebaut wurde und nichts als Menschen enthalten hätte. Eine der älteren Straßen ist so charakterlos wie die andere; überall dieselben kleinen, schmucklosen, winkligen, gedrückten und ungemüthlichen Häuser, in denen nur ein ärmliches, ehrgeizloses Philistergeschlecht gewohnt haben kann, welches froh war, Wohnstätten zu haben. Sie verrathen von der so hochzustellenden und den Kulturgrad eines Volkes so bestimmenden Kunst, zu wohnen, ebensowenig, wie die

Berliner Bürgerküche von der Kunst, zu essen. Von den Façaden all dieser Häuserreihen liest man nichts Anderes ab, als daß dahinter ein Geschlecht wohnte und noch wohnt, welches keine anderen, denn die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kannte und Luxus irgend einer Art weder übte noch verstand. Nur in den Theilen, die vor dreißig, vierzig Jahren noch als Vorstädte gelten konnten und auch solche waren, während sie heut theilweis schon in's innere, lärmende Getriebe der groß und ganz anders gewordenen Stadt Berlin gezogen sind, begegnet man jenen langen, niedrigen, einfachen Gebäuden, die wenigstens in ihrer inneren Räumlichkeit eine gewisse bürgerliche Behäbigkeit aufweisen. Hier waren die Residenzen eines halb städtischen halb bäuerlichen Geschlechts, der mehr und mehr aussterbenden, in Rentiers und Haustyrannen sich verwandelnden Race der sogenannten Ackerbürger. Dann giebt es wieder Straßen, welche den gemeinsten und sprüchwörtlich gewordenen Kasernenstyl verherrlichen, wie die Wilhelmsstraße bis zur Leipzigerstraße. Kein Wunder auch; denn König Friedrich Wilhelm I., der Patriarch, der, konnte er sein Volk nicht zur Liebe zwingen, ihm doch gern den Respekt einbläute, ließ diesen Theil Berlins erbauen. Bei ihm mußte Alles militärischen Charakter aufweisen, auch die Häuser, deren Aufbau er täglich inspizirte und wobei er den Handwerkern, die ihm in die Quere kamen, gern die Königliche Huld seines spanischen Rohrstocks bezeigte. Kurz und gut — was Berlin an eigentlich monumentalem und architektonischem Schmuck besitzt, ist neu,

ist durch die Könige des vorigen Jahrhunderts „Unter den Linden“ aufeinander gepackt worden und hat auch durchaus Charakter und Haltung der preußischen Paradefigur. Nur an dem kolossalen Schloßbau sieht man, daß schon in den alten Kurfürsten der Mark eine Ahnung lebte, ihre Residenz werde noch eine Zukunft haben.

Aber Nichts in dem alten Berlin bis in's Jahr 1848, was von Selbstständigkeit, von Intelligenz, Reichthum und Ansprüchen eines selbstbewußten Bürgerthums spräche. Unter dem altpreußischen, patriarchalischen Regiment konnte auch in der That davon keine Rede sein. Das Berliner Bürgerthum war das eingefleischte Spießer- und Philisterthum. War es doch bis zu Friedrich Wilhelm's III. Tode förmlich Hausgesetz in jeder achtbaren Berliner Bürgerfamilie, Donnerstags „dicke Erbsen mit Pökelfleisch“ zu essen, weil der König seinen Speisezettel für jenen Tag ein für alle Mal so bestellt hatte. Dies war die liebe, gute Zeit des „beschränkten Unterthanenverstandes“, der altpreußischen Dressur, in deren Erinnerung noch so mancher wackere Reaktionär schwelgt, und die er gar zu gern wieder in's Leben einführen möchte. Darüber, wie gesagt, erzählen die Steine des alten Berlin gar Vieles; man braucht nur die alten Straßen hinunterzugehen, die noch ihren Charakter trotz der einbrechenden Neuzeit bewahrt haben, was ihnen freilich immer schwerer wird, und man wird in jene gute alte Zeit versetzt, die nur noch die Väter kennen, ohne sie jedoch auch zu lieben.

Was nun Friedrich Wilhelm IV. in Stein aufgeführt, das spricht entschieden dafür, daß er ein geistvoller Monarch war. Berlin selbst verdankt ihm freilich wenig Bauwerke (das noch unfertige Neue Museum ist das bedeutendste darunter), aber desto mehr verdanken ihm die Umgebungen Potsdam's, und die dortigen Villen sind noch heut die Vorbilder der Berliner Privatarchitektur. Das Bürgervolk erstaunte über die Monumente der Königlichen Liebe zur Kunst und fühlte sich sehr erbärmlich. Aber der Teufel, der ihm in den Leib gefahren war, begann zu wirthschaften; es gohr in ihm Allerlei, wovon man später ganz seltsame Beweise erhalten sollte. Vorläufig „fühlte" es sich nur und begann aus seinem Nichts zu treten und wie ein Emporkömmling sich zu blähen, ohne daß dahinter der gehörige Fond war. Dies unreife, noch halb unmündige, in dem Philisterium der patriarchalischen Zeit noch befangene Bürgerthum und Parvenuwesen drückt sich unwiderleglich in den Bauten aus, welche Mitte der vierziger Jahre einer wahrhaften Manie ihr Entstehen verdankten und schließlich als Schwindelbauten populär wurden. Am Anfang des alten Köpenickerfeldes, auf dem heut eine Stadt voller Paläste und riesiger Miethskasernen mit angekleisterten Schönheitsfaçaden steht, bewohnt von 80,000 Menschen aller Stände und der halben Prostitution der Hauptstadt, ferner in dem Stadtviertel, das gewöhnlich als „Geheimrathsviertel" bezeichnet wird — dort kann man jene Straßen aufsuchen, welche in ihren Gebäuden einestheils noch nicht den alten Kasernenstyl der pa-

triarchalischen Zeit des dicke Erbsen liebenden Königs verleugnen, die aber anderntheils auch hoch, naseweis, hoffärtig emporragen mit dünnen Wänden, knarrend und knackend in allen Ecken, geschmacklos und geldhungrig, dürftig und doch mit Schein sich brüstend — steinerne Typen des vormärzlichen Berliner Bürgerthums, welches oben hinaus wollte, ohne doch den Fond dazu in Charakter, Bildung und Geld zu besitzen.

Ein paar Jahre, und eine kolossale Verwandlung zeigte sich, so großartig und tiefgehend, wie kaum in irgend einer andern Stadt der Welt. Die Revolution von 1848 hat noch ganz andere Errungenschaften gebracht, als eine Verfassung und die Aufhebung des Verbots, Cigarren auf der Straße zu rauchen; sie hat das alte Berlinerthum verschlungen, welches in der Bürgerwehr seligen und heitern Angedenkens seine letzte That ausdrückte, und hat an Stelle des Spießbürgerthums, der kleingeistigen, unmündigen, charakterlosen und ärmlichen Masse, eine neue Menschheit voll weltbürgerlichen Geistes, Spekulation, Erkenntniß der Zeit und damit größeren Reichthums und größerer Selbstbewußtheit ihres Werths gesetzt. Berlin, dies ausdruckslose, handelslose, kleinstädtische Straßengedärm, ward mit einem neuen Geist erfüllt seit dem Tage, da unter einer Kartätsche in einem Brunnen der Breitenstraße die Proklamation Friedrich Wilhelm's IV. vom 19. März: „An meine lieben Berliner", angeheftet war. Ein neues Leben entstand unter der Anarchie und der tollen Wirthschaft, dem Durcheinander aller Gefühlsduseleien von 1848, und als General Wrangel an der Spitze eines

Armeekorps in das stille Berlin einrückte, da entpuppte sich die ehemalige „Residenz“ als eine wahre Haupt- und Großstadt. Das Bürgerthum ward selbstbewußt und damit auch konstitutionell; denn vorher verstand es dies Wort nicht, und auch die berühmte Frage von Siéyes, welche die französische Revolution einleitete, hatte für die Berliner keine Bedeutung. Was war bis dahin in Berlin „der dritte Stand“? — Nichts. Und was sollte er sein? — Alles. Dies begriffen die Berliner aber erst sechszig Jahre später, nachdem es die Pariser bewiesen hatten. Sobald sich das Bürgerthum als eine Macht fühlte, ward es unternehmungslustiger, erwarb Vermögen und stärkte seine politische Bedeutung durch den moralischen Fond von liegendem Besitz. Es kaufte Rittergüter nnd verdrängte den arm werdenden oder schon längst arm gewordenen Adel; es errichtete kolossale Fabriken, diese Burgschlösser der Industrie, an Stelle derer des Ritterthums; es kaufte sich die schönsten Häuser und ließ sich noch schönere bauen, um seinen Reichthum nach Oben wie nach Unten hin zu zeigen: nach Oben, damit man ihm schmeichle, nach Unten, damit es prahle. Es ging Schritt vor Schritt, aber schnell, weiter; denn das große Verkehrsleben führte es hinaus in fremde Lande; es bekam andere Ideen, andere Begriffe. An der Spitze dieser Bewegung aber marschirte „das auserwählte Volk des Herrn“. Nachdem es so lange seinen Beruf verfehlt zu haben schien, bildet es jetzt, wenigstens in Berlin, einen wesentlichen Theil jener Finanz-Aristokratie, die den „höheren Adel“ der Bourgeoisie vertritt.

Das neue Bürgerthum mauerte seinen Charakter, seine Bedeutung, seinen geistigen Gehalt, wie gesagt, nicht minder emsig in Stein, als die ersten Abtrünnigen des alten Berliner Philisterthums. Die Steine reden davon, von seinem Reichthum und seinem Geschmack. Eine neue Aera der Baukunst kam über Berlin. Das groß gewordene Bürgerthum machte ganz andere Ansprüche, als das des Vormärz; es brauchte Platz, viel mehr, als sonst die Grafen uud Barone brauchten. Es gründete Prachtstraßen, wie die Victoria- und Thiergartenstraße. Die neuen Viertel, welche entstanden, charakterisirten sich durch dies gediegenere und wohlhabende, von Friedrich Wilhelm IV. zu geschmackvolleren Ansichten geführte Bürgerthum, welches sich vieler Orten kostbare Paläste und Villen erbaut hat. Ein schöner Wetteifer brach hervor, mit dem edlern, reichern Aeußern der Häuser ein elegantes und komfortables Innere zu verbinden. Hunderte von solchen Prachtbauten stehen heut in den neuen Vorstädten Berlins, im Innern der Stadt selbst, und sprechen von der Bedeutung des Bürgerthums unsrer Tage. Der Adel ist arm geworden und rettet sich in die Romantik des mittelalterlichen Gefolgwesens, um die Prosa seiner dienenden Stellung zu verdecken; die Bourgeoisie macht sich unabhängig, und das Streben danach liegt in der Sucht der Gegenwart, reich zu werden, begründet. Der reiche Bürger zieht sich vornehm in seine abgeschlossenen, mit Gärten umgebenen Villen zurück und legt damit den Grund zu einer höhern, edlern Häuslichkeit, die sittigend auf die ganze Race wirkt und sie konservativ erzieht, wobei

aber das Opponiren gegen alles dem Bürgerthum Feindliche und seine Macht Hemmende die Hauptsache bildet.

Von diesem Standpunkte aus muß man die neuen Bauten Berlins betrachten, welche ihm jetzt einigermaßen architektonische Schönheit aufgedrückt haben. Das neue, kolossale und in gediegener Pracht sich aufthürmende Rathhaus zeugt von dem Reichthum, dem Selbstgefühl und der Bedeutung der fortschrittlichen Berliner Bürgerschaft! Die neue Synagoge ist das Denkmal des groß gewordenen Judenthums, welches aus den Ghetto's hervor sich eine soziale Stellung errungen hat, die unsere christlichen Konservativen schon fürchten läßt, ein Leonor Reichenheim könnte gar einmal Kultusminister werden. Die prachtvolle neue Börse steht da zum Zeichen, was heute der Berliner Handel- und Kaufmannsstand bedeutet und aus eigner Kraft zu leisten vermag.

Aus Steinen baut man Mauern und Häuser, und Häuser machen Straßen und Stadtviertel. Haben wir uns erzählen lassen, was die Steine Berlins sprechen, so mag es gefallen, zu hören, was die neuen Stadtviertel sprechen. Ein geistreicher Gelehrter wies einmal statistisch nach, daß, gleichwie sich der Zug der Völker seit Jahrtausenden nach Westen bewegt, auch die Vergrößerung der Städte vorzugsweise nach der Richtung des Abends hin erfolge. Keine Völkerwanderung ist mit Erfolg nach Osten gegangen; selbst die napoleonische erfror in Rußland. Nach Westen geht der Zug der Völker, so daß die Russen die erfreuliche Aussicht haben, einmal im einigen Deutschland Quartier zu nehmen, und die geeinigten Deutschen, sollten sie

wirklich nicht die Franzosen verdauen können, die Aussicht, in Amerika einmal zum bessern Dasein zu gelangen. Nach Westen geht auch die Völkerwanderung der großen Städte. Fast in allen findet man in der That, daß sich der volle Strom des Lebens, die Arbeit für die Zukunft, dem Sonnen-Untergange zu bewegt, während die östlichen Seiten verkrüppelt, unvollständig und wie isolirt vom Ganzen bleiben. Berlin, da es nun eine große Stadt geworden, macht keine Ausnahme davon. Wo auch immer die Spekulation und das Bedürfniß neue Straßen und ganze Stadttheile hervorgebracht hat, vorzugsweise hat doch das Westende Berlins eine bedeutungsvolle, gewissermaßen die den abgeklärten Charakter der Zeit repräsentirende, Erweiterung erhalten. Die Physiognomie an dem Kotbuser, dem Schlesischen, dem Frankfurter, dem Landsberger, Königs- und Prenzlauer Thor ist ungeheuer konservativ geblieben; man möchte meinen, hier wohne noch der beschränkte Unterthanenverstand, um dessen Verlust so viel getrauert wird. Aber im Westen, da ist Alles äußerste Fortschrittspartei; da ist Neu-Berlin!

Die Völkerwanderung der Berliner hierhin, so groß sie auch gewesen, hat aber ihre verschiedenen Stationen gemacht und ist durchaus nicht in dem, was sie bewirkte, über einen Leisten zu schlagen. An der einen Ecke der berliner Westhälfte, vor dem Neuen und Oranienburger Thor, die Bahnhöfe der Eisenwege nach dem Norden umschließend, hat sich das Volk der Maschinenbauer und Arbeiter niedergelassen und aus dem miserablen Voigtland, wo einst der Galgen stand

und die Garotters ihr Wesen trieben, eine stolze und große Fabrikstadt gemacht, deren Schornsteine wie zahllose Minarets der Industrie in die Luft ragen. Hier ist Berlins Birmingham schnell erstanden, wie eine Stadt in Nord-Amerika. Von den Fronten der meisten Häuser daselbst sieht nichts weiter als das kahle Bedürfniß in die Straßen: das Fabrikleben ist ausschließlich die Ursache dieser neuen Straßenanlagen gewesen. Und auch hierbei ist nicht zu übersehen, daß sich diese imposante Fabrikstadt in ihrer größten Kraft nur westwärts erweitert; schon hat sie Moabit erreicht und diesen einst so friedlichen Ort, die Land-Idylle der Jugend und der Dienstmädchen Berlins, mit ihrem Geist nicht blos angesteckt, sondern annektirt; schon setzt sich längs des Ufers der Spree Fabrik an Fabrik fort bis weit hinaus über Borsig's Eisenhammer, ja dieser eiserne Arm Berlins greift bereits nach dem Eckzipfel von Charlottenburg.

Nicht minder eigenthümlichen Charakters ist der weitgestreckte Stadttheil, welcher sich an der andern Ecke der Westhälfte Berlins, auf dem ehemaligen Köpenicker Felde, in erstaunlicher Größe und Schnelligkeit erhoben hat. Noch sind es nicht zwanzig Jahre her, als die Kohl- und Kartoffelfelder der berliner Ackerbürger, dieses braven Geschlechts, welches sich in Rentiers und Haustyrannen verwandelt hat, bis nahe an die Alte Jakobsstraße reichten. Dort, wo jetzt die schöne Alexandrinenstraße steht, ging die Feldstraße, ein ehrbarer Sandweg, an welchem sich hier und da ein Gärtner angesiedelt hatte; sie war die Grenze von Berlin, dessen

westliche Hälfte überdies noch von dem idyllischen Schafgraben umgürtet wurde. Aus dem Schafgraben ist der stolze Schifffahrtskanal geworden, dessen Ufer bereits eine der schönsten Straßen bilden. Aus dem Köpeniker Kohlfeld ist ein großartiger Stadttheil geworden, der achtzigtausend Einwohner hat. Anfänglich, als in den vierziger Jahren das alte Berlin zu enge wurde, brach man an dieser Seite aus, um Luft zu schaffen, und gab dort den todten Straßen, welche dicht neben dem verkehrsreichen Centrum Berlins herlaufen, förmliche Abzugsleiter. So entstand zuerst die Verlängerung der Alten Jakobsstraße; so wurden neue und stattliche Häuser an diese alte, spießbürgerliche Gegend von unfreundlichem Charakter angebaut und ihr der freundliche Weg nach dem Köpeniker Felde gewiesen. Mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit ließ man hier die neue, mehr und mehr in Schwindel ausartende Baulust unternehmender Berliner austoben, und so war hier in wenig Jahren ein hübscher Stadttheil aufgeführt. Aber er blieb öde und wie abgeschnitten vom eigentlichen Leben Berlins; die Völkerwanderung fühlte anfänglich keine rechte Neigung, sich dahin zu wenden, trotzdem sie künstlich durch billigere Miethspreise angelockt wurde. Nur vorn, in den eleganteren Häusern der Alexandrinen- und Ritterstraße, hat das Beamtenthum und die ruheliebende Gelehrten- und Künstlerwelt Posto gefaßt, während jahrelang der übrige Theil wie ein Paria dalag und seine angefangenen Straßen an den Feldern mit Brettern vernagelt waren. Aber die schwere Noth der wachsenden Miethspreise vertrieb bald

die hartnäckigen „kleinen Leute" aus dem Innern der Stadt; die Völkerwanderung dieses Geschlechts richtete sich nun aus Bedürfniß hierher, wo Wohnungen zu billigeren Preisen massenhaft vorhanden waren. So trieb das Bedürfniß auch zu neuen Bauten an, und heut steht eine ganze Stadt auf dem Boden, auf welchem unsre Väter ahnungslos ihr Gemüse bauten. Aber es ist eine Asylstadt, zum Theil dem armen Kleinbürgerthum und der Prostitution anheimgefallen. Wer in der stolz auflebenden Stadt nicht mehr die seinen Mitteln entsprechende Unterkunft findet, der sieht sich genöthigt, in dieser Vorstadt eine Zuflucht zu suchen. Die Baumeister haben ein richtiges Verständniß dafür gehabt: sie haben zumeist auf die bescheidenen Urwähler spekulirt; die Häuser sind meist fünfstöckige, riesige Bauten, Kasernen, aus deren zahllosen Fenstern, trotz des äußerlichen, oft sogar geschmackvollen Aufputzes, die Miethegier und der Zinsengeiz sprechen. Erst widerstrebend hat sich, durch das Bedürfniß gezwungen, hier ein wandernder Stamm der Berliner niedergelassen; aber nach und nach entwickelte sich hier auch ein eigenes Leben, ein eigner und in keinem andern Stadtviertel wiederzufindender Charakter. Das Quartier des Köpenicker Feldes ist eine große Kolonie Berlins geworden, die in sich selbst noch keine Bedingungen des Lebens trägt, sondern als catilinarische Existenz ihrer Zukunft vertraut. Dort ist ein Stück Berlin, welches bei sich nicht zu Hause ist; es liegt dort, möchte man sagen, nur in Schlafstelle. Seine Insassen wandern meistens des Morgens nach der Mutterstadt und des

Abends nach Hause zum Ausschlafen. Daher dieser außerordentliche Straßenverkehr zu gewissen Stunden des Tages, der Alt-Berlin mit diesem neuen Stück verbindet. Hier, wie vor dem Oranienburger Thor, sind Kolonien entstanden, die ihre Entstehung lediglich auf Bedürfnisse zurückführen können.

Anders dagegen an dem eigentlichen Westende Berlins. Hier hat sich zunächst in schönen, mit mehr oder minderer Eleganz eingerichteten Häusern der freie Luft liebende höhere Beamte angesiedelt, und da dies Geschlecht sich besonders stark im Jahre 1848 in den hier eben fertiggewordenen neuen Straßen ausbreitete, so erhielt dieser Stadttheil, vor dem Potsdamer bis zum Anhaltischen Thore, den Zunamen des Geheimerathsviertels. Es lag in der Natur der Bewohner und noch mehr in ihren sozialen Stellungen, daß sie meist mit der Revolution auf schlechtem Fuß standen. Kein Wunder, daß unter ihnen die Idee des „Treubundes“ großen Anklang fand und in den stillen Straßen dieser Gegend zuletzt die meisten Bewohner sich, wie ganz besondere Leute, mit großen schwarzweißen Kokarden an dem Cylinderhut begegneten. Wie Oesterreich 1848 im Heere Radetzky's, so war Preußen zur selbigen Zeit im Geheimerathsviertel von Berlin. Hier schlug denn auch der Orden des Treubundes seine Residenz auf; hier athmeten die Patrioten reine Luft. Die Atmosphäre steckte harmlose Naturen, die dort wohnten, an; wer hier hauste, mußte sich der Majorität fügen.

Zu jener Zeit war dies Viertel zu einer exklusiven

Bedeutung gekommen. Aber bald änderte sich dies. Es vermehrten sich auch die nichtgeheimräthlichen Elemente daselbst; außer vielen Gelehrten zogen Menschen, die ihren Beruf verfehlt hatten, und unbeirrte Bürger, die so gescheidt waren, die Volkssache als ihre eigne anzusehen, hierher, und nur die nächste Umgegend der Kreuzzeitungs-Residenz behielt ihren alten Treubunds-Charakter. Um sie herum ist es noch heut todt und öde.

Der eigentliche Fortschrittsgeist aber warf sich mit seinen Bauten und Ansiedlungen weiter westwärts in die freundliche, lebensfrohe Potsdamerstraße und in die Freiheit des Thiergartens. Hier existirten bis vor wenig mehr denn einem Jahrzehend keine eigentlichen Straßen. Vor dem Potsdamer Thor standen längs der Chaussee wohl etliche Stadthäuser; aber bald setzten sie sich als mit Garten umgebene kleine, mehr oder minder traulich gebaute Sommerhäuschen fort, unterbrochen von ein paar Tanzlokalen und Bierhäusern, die in dem nahen Dorfe Schöneberg eine förmliche Kolonie bildeten, zu welcher Sonntags und Montags die kleinen Bürgerfamilien pilgerten, um sich Kaffee zu kochen und durch Tanz und Spiel zu amüsiren. Im Thiergarten selbst hatte der reiche Bürgerstand seine Villen und Gärten, die er im Herbst mit der Stadtwohnung vertauschte.

Wie durch Zauberei ist dies Alles anders geworden. Die Stätten, wo sonst der Berliner nur während des Sommers weilen zu können glaubte, sind jetzt auch im tiefsten Winter bewohnt; hier ist der Begriff einer Sommerwohnung in Wahrheit veraltet. Die

alte Potsdamer Chaussee ist bis Schöneberg hin eine stattliche Straße geworden; aus den kleinen Landhäuschen sind große Miethshäuser gemacht; die freundlichen Gärten verschwinden fast alle, und nur schmale Grasstreifen mit Blumenbeeten bleiben vor den Häusern. Würde es von Amtswegen nicht angeordnet sein, so pflanzte die Spekulation sicherlich auch hier Steine hin. Schöneberg selbst gehört jetzt zu Berlin, und Straßen, wenn auch theils noch unvollständig, theils durch ihre pontinischen Sümpfe eine wunderliche Zierde dieser schönsten Stadtgegend Berlins, sind quer durch die baumreiche Allee gezogen.

Noch eleganter hat sich diese Verwandlung am Kanal und in dem daranstoßenden Terrain des Thiergartens gemacht. Hier sind Prachtstraßen entstanden, deren Häuser mit allem Stolz und Reichthum von Palästen ausgestattet sind und durch die Nähe des Thiergartens einen eignen Reiz ausüben.

Doch noch mehr, als dies. Nicht durch neue Straßen und Häuser allein kennzeichnet sich dieser Ausbau Berlins als der geschichtlich berechtigte, sondern vor Allem durch seinen Inhalt. Bunt und voll strömt das Leben der Hauptstadt hier durch, ein heiteres, wohlthätiges Leben. Noch ist kein Handel hier, keine Industrie; keine Fabriken sieht man, keine Geschäfte, und dennoch wogt hier, bis weit über das Thor hinaus, ein Menschen- und Wagenverkehr, dessen Ursache lediglich aus dem organischen Zusammenhange dieser neuen, schönen Stadtgegend mit dem alten Berlin zu erklären ist. Man fühlt und sieht es, daß nach dieser Seite

hin Berlin sich auf naturgemäße Weise in seinem Gesammtwesen erweitern mußte.

Das sicherste Kennzeichen, daß sich die Zeiten und die Menschen gegen früher bedeutend verändert haben, besteht in dem absoluten Verschwundensein von Wesen, welche mit ihrem traditionellen Begriff Jahrhunderte lang existirten und die neuerdings kaum noch in einzelnen Exemplaren sich rein und unverfälscht zu erhalten wußten. Noch ist es nicht lange her, daß man den Magistrat einer deutschen Stadt als Symbol wohlweiser Zopfheit citirte und für „Väter der Stadt" oder Stadtverordnete nur ein mitleidiges Lächeln hatte. Eins wie das Andere rief gewöhnlich die Geschichte der Schildbürger ins Gedächtniß, und über einen wohlweisen Magistrat seinen Witz zu machen, gehörte förmlich zu den ererbten Eigenheiten des deutschen Charakters. Aber die „Kreuzzeitung" hat Recht; die neue Zeit hat uns Alle verdorben und Allem eine modische Form gegeben. Die Wohlweisheit von Krähwinkel ist wie so manches Andere der Altvorderen und des Altväterlichen abhanden gekommen, und ebensowenig wie unsereins sich heut jene soliden blauen Tuchröcke noch beschafft, aus denen der Aelteste seinen Confirmationsrock erhielt und von dem der Enkel noch eine Jacke in Anspruch nahm, ebensowenig flößt uns ein Gemeindecollegium wegen seiner Perrückenweisheit noch die alte Ehrfurcht und die alte Satyre ein. Der Magistrat von Liegnitz hatte seiner Zeit noch einen Kampf auf Tod und Leben mit dem neumodischen Witz des „Kladderadatsch" bestanden, um seine traditionelle Wohlweisheit zu retten; nach diesem

letzten Versuch hörte man kaum noch von den Magisträten alten Schlages — sie sind mit dem constitutionellen Leben ausgestorben, gleichwie früher die Geschlechter der Recken und Ritter.

Berlin hätte nicht müssen eine große Stadt, und mehr als dies, eine Stadt der Intelligenz sein, um auch den Tod der alten Magistratsweisheit mit zuerst zu beklagen. Die Körperschaft, welche noch vor zehn Jahren den Feuilletonisten Stoff zu den boshaftesten Bemerkungen gab, ist verschwunden, und anstatt ehrbarer, wohlweiser „Väter der Stadt" haben wir jetzt rationelle, prosaische Stadtverordnete, die anstatt Perrücke und Zopf einen offenen Kopf haben. Die Verwandlung Berlins zu einer Großstadt, zu einer wahren Republik mit eigenem Leben, hat sich auch in dem Charakter seiner Regierungsgewalten bemerkbar gemacht. Die letzten Jahre haben eine wahrhaft prometeische Kraft des Zaubers entfaltet und lassen so recht deutlich die gewaltige Arbeit des Zeitgeistes erkennen, trotzdem Hinckeldey und selbst Herr v. Zedlitz, Manteuffel und Westphalen Alles Mögliche thaten, ihm den Zugang zu wehren. Was Berlin geworden ist — dies muß auch der preußische Staat einmal werden; durch die eigene instinctive Kraft des Volks das, was er sein soll und was die Weisheit der im alten Sumpf herumirrlichtirenden Geister vergebens zu hindern sucht. Berlin ist nicht allein seit etlichen Jahren durch den Zutritt mehrerer Gemeinden um 100,000 Seelen vermehrt worden; es hat überhaupt eine Bevölkerung wie beide Mecklenburg zusammen. Zwar stehen wenig

Wälder in dem Gebiet dieser Republik; aber mitten in dem schönsten neuen Stadtviertel entsteigt aus pontinischen Straßen- und Rinnsteinsümpfen eine echt venetianische Malaria, die trotz alles Ueberschusses in den Einnahmen nicht erstickt werden kann, und über die Pflasterung der Straßen wissen alle Hühneraugen der Berliner zu erzählen. Was die erwähnten Einnahmen betrifft, so können alle Herzogthümer Deutschlands zusammen kaum eine gleiche Summe aufweisen. Der Kämmerer von Berlin ist mit mehr Recht ein Finanzminister zu nennen, denn der von Kurhessen; ja er steht sogar qualitativ weit über einem österreichischen, denn er weiß ohne Deficit zu wirthschaften, und daß selbst ein preußischer von ihm etwas lernen kann, wissen Herr v. Patow und Herr v. d. Heydt am besten. Die Stadtverordnetenversammlung von Berlin war einst eine wohlweise, christliche Philistergenossenschaft, heute ist sie eine zahlreiche Skuptschina, die nächstens in einem großen Palais tagen wird; sie hat Gelehrte und Politiker, sie hat sogar Juden zu Mitgliedern und von der Philisterhaftigkeit ist nichts mehr vorhanden. Als ein Parlament hat sie ihren Präsidenten; sie verkehrt durch Adressen mit dem König und wenn ein Minister sich dazwischen mengen will, bricht sie den Verkehr mit loyalen Adressen ab. Anstatt der Wohlweisheit in ihren geschriebenen Adressen, legt sie jetzt eine sehr nüchterne Sprache der Gesinnung an den Tag, und ohne daß sie will, tritt sie damit in Konkurrenz mit dem Abgeordnetenhause.

Was war ehemals ein Bürgermeister und selbst

ein Oberbürgermeister von Berlin? Er war ein gestrenger Herr, der auf seine Würde hielt und der nach oben möglichst gern katzenbuckelte. Aber schon mit der Einführung der Gaslaternen hörte dieser ehrbare Charakter auf und mit der Einführung des constitutionellen Lebens und dem Aufschwunge Berlins erstarb die alte Bedeutung des Bürgermeisters von Berlin vollends. Er war fortan bestimmt, ein verfassungstreuer Präsident einer sehr achtungswerthen Republik zu sein, mitten in einem monarchischen Lande und unter der Suzerainetät eines Königs. Mit Herrn v. Krausnick, der 30 Jahre lang der erste Vater der Stadt war, ist dieses alte Geschlecht der Bürgermeister von Berlin ausgestorben und ein neues Geschlecht in die Arena getreten. Alles in Berlin hatte sich verändert; die Commune wurde ein Staat; nur der Bürgermeister war derselbe geblieben. Es war offenbar, daß auch hier eine Umwandlung stattfinden mußte und der erste Beamte der hauptstädtischen Republik den neuen, den Verhältnissen gewachsenen Geist zu repräsentiren hatte.

II.

Kleine Zeitalter.

Berlin als Metropole des Nordens. — Jahn und der Germanismus. — Lutter und Wegener und die Serapionsbrüder: Hoffmann, Devrient, Chamisso, Hitzig. — Henriette Sonntag. Saphir.

Die preußische Hauptstadt hat immer gewaltigere Fortschritte in intellectueller Hinsicht gemacht; aber sie ist gleichwohl nicht mehr wie in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Deutschland. Die Staaten trachten nach der Centralisation, die Intelligenz decentralisirt sich und wird Gemeingut. So giebt es überhaupt keine eigentlichen Metropolen der deutschen Literatur mehr, eben weil eine Art Selfgovernment in intellectueller Beziehung Platz gegriffen und das geistige Leben seinen erfreulichen Aufschwung durch Verallgemeinerung und Verbreitung in den Massen gefunden hat. Es bedarf dasselbe keiner Pflege mehr in eng geschlossenen Räumen wie früher, als es aristokratisch, exklusiv und noch in einer Schonzeit war. Ganz Deutschland hat heut ein frisch blühendes Geistes- und Literaturleben. Während

sonst Weimar und dann Berlin die Mekkastädte bildeten, zu denen pilgern mußte, wer zur Republik der Schriftsteller und der Gebildeten überhaupt sich rechnete, haben beide heut diesen Nimbus verloren. Die einzelnen Sonnen sind ausgelöscht, denn es ist überall Licht. Centralstationen für die Literatur giebt es bei uns nicht mehr, weil eine deutsche National-Literatur existirt, die überall ihre Marksteine setzt und keiner Treibhauspflege und örtlichen Gebundenheit mehr bedarf; daher die Erscheinung, die thörichter Weise für den Verfall einer Literatur und eines geistigen Lebens verschrieen wird, die nie blühender war, denn heute, daß nämlich alles Koteriewesen von bestimmendem Einfluß aus unserer Literatur so gut wie verschwunden ist, alle Exclusivitäten vernichtet sind, Freiheit und Gleichheit dagegen regieren und ernste, überall eifrige, in der Gesammtheit Einem Ziele zustrebende Arbeit, anstatt der vornehmen, genialeren, und daher mehr blendenden Spielerei in der Literatur und Kunst hervortritt. Des Schriftstellers aristokratischer Glanz von ehemals ist dahin; seine „eigene" Welt, sein eigener Stand, der nicht von dieser Welt — diese république des lettres, sie sind verschwunden: schlicht steht der Schriftsteller jetzt da als geistiger Arbeiter der Nation, er in ihrem Dienste, sie nicht mehr in dem seinigen.

So klingen die Geschichten aus jenen Tagen Berlins, als es die Sonne war, um welche sich alle Planeten der deutschen Geisterwelt drehten, wie Märchen herüber. Wir hören von Epochen, von einer Art geistigem Tribunate, die heute unmöglich sind.

Berlin hat in der That seit 1815 bis zu seiner Entfaltung als wirkliche industrielle Großstadt viele Zeitalter gehabt, die rasch vorübergingen, aber doch höchst interessant und charakteristisch für die Berliner waren.

Gleich nach 1815 war noch Alles Enthusiasmus; man stand mitten im Zeitalter des ersten deutschen Patriotismus, welches 1812 mit Tauroggen um die Weihnachtszeit begann und 1819 in Karlsbad zu Ende ging. Turnen wurde Mode, das Stangenklettern nach Freiheit und deutscher Herrlichkeit. Jahn suchte in der Hasenhaide Deutschland vorzuarbeiten; Knaben und Jünglinge, die Lehrer an der Spitze, bildeten Kohorten, die in graues Leinen gekleidet wurden und mit dem hölzernen, eisenbeschlagenen, stumpfen Spieß, den man germanisch „Ger" nannte, bewaffnet waren; man trug langes, herunterhangendes Haar, womöglich blond, Barette dazu, deutsche Röcke, germanisirte jedes ausländische Wort und sprach von Herman dem Cherusker, von den alten Teutonen; mit einem Wort, man suchte die nationalen Elemente herauszustellen und Deutschland zu constituiren. Mit dem einen Fuß schritt man vorwärts, mit dem andern trat man rückwärts; es war ein Gemisch von Reformation und Barbarei.

Jahn, der „Alte im Barte", war der Held dieses Zeitalters, der Typus der Epoche von 1815 bis 1819, die halb ein Fastnachtsspiel, halb heiliger Ernst war, aber nie zu Resultaten gelangen konnte, weil sie die Gegenwart in die Form der alten Zeiten kleiden wollte. Wäre es nach dem braven, redlichen Jahn,

diesem letzten Germanen, gegangen, man hätte nicht blos „Fahrtner" statt Passagier und „Nahderer" statt Spion sagen müssen, sondern er hätte die Jugend in Felle gekleidet und mit Keulen bewaffnet; er würde Heu und Stroh zum Lager eingeführt haben. Man erquickte sich an dem Gedanken deutscher Herrlichkeit, indem man an die Urzeit dachte, weil man von der Zukunft sich kein Bild machen konnte. Mit diesem Formalismus vermischte man deutsche Ideen, die in der Burschenschaft später geistiger und reiner zur Anschauung kamen, sich häufig zur Schwärmerei erhitzten, wie bei Sand, der Kotzebue ermordete; aber eben so häufig sich zur Nationalität emporschwangen — in beiden Fällen dem Bestehenden anstößig.

Das Zeitalter Jahn verschwand nach und nach vor anderen Eindrücken; was daran Idee gewesen war, verlor sich in die Gefängnisse oder in die Vereinsamung; die Form war bald vergessen. Für Berlin begann nun ein neues Zeitalter, das von Lutter und Wegener.

Auf dem Gendarmenmarkte in Berlin, in der Charlottenstraße, existirt noch heute eine feine Weinstube mit der altberühmten Firma: „Lutter und Wegener". Heute freilich ist nichts mehr mit und an ihr, was ihr besonderen Ruhm verschaffen könnte. Die Weine sind nicht besser, als an vielen anderen Orten, die Localität ist nicht anders wie irgendwo, der Besuch sogar schwach. Wohl kommen Morgens zumeist hier mehrere der Hofschauspieler zusammen, vor Allem Theodor Döring, und lassen ihrem Witz beim Glase

Wein die Zügel schießen — aber es ist nicht jener Witz, jener geistige Cirkel, der vor mehr denn vierzig Jahren die Firma Lutter und Wegener zu einer fast literarischen und socialen Bedeutung erhob. Die Epigonen sitzen auf den Plätzen der alten Dämonen, die hier die Nächte durch poculirt, und das Extract der berliner Gesellschaft, die literarische Republik, wenn man sie heute noch so nennen kann, läßt sie sitzen, drängt sich nicht wie sonst mehr in die Weinstube und lauscht nicht mehr auf die tolle, witzsprühende Unterhaltung der „Stammgäste". Wie eine Ruine des alten literarischen Berlins erscheint jetzt diese Weinstube; ihre Firma übt keinen Zauber mehr. Vor vier Jahrzehnden aber nannte man nach ihr das Zeitalter, das interessanteste, weil es ein romantisches war.

E. T. A. Hoffmann, der wunderliche Märchenschreiber und Ludwig Devrient, der große Mime, sie bildeten vor Allem die Vertreter des Zeitalters Lutter und Wegener. Hoffmann war ein Genie, mit dem die Zeit Fangball gespielt. Er hatte die Rechte studirt und war 1802, sechsundzwanzig Jahre alt, Rath geworden. Vier Jahre später war die juristische Herrlichkeit zu Ende — die Franzosen hatten Preußen erobert; es brauchte wohl Rath, aber nicht mehr so viel Räthe. So nahm Hoffmann, der unter anderen Teufeln auch einen sehr großen musikalischen im Leibe hatte, statt der Acten die Noten, verließ den Dienst der Themis und widmete sich dem Apollo's und aller in ihn verliebten Musen. Bei den reisenden Theatergesellschaften wurde der junge, tolle Rath nun Musik-

direktor, wobei es an lieber Noth nicht fehlte, sowohl mit den Künstlern, als mit dem Geldbeutel. Der edle Wein zehrte schon damals das Gehalt auf, wenn etwas da war; der Spiritus verflüchtigte das Silber. Endlich jagte man die Franzosen aus dem Lande; Preußen brauchte wieder Räthe, und der vagabondirende Theater-Musikdirector, der auch charmante Opern geschaffen, z. B. Fouqué's „Undine", nahm wieder die Juristerei auf und wurde endlich Rath beim Kammergericht zu Berlin, so tüchtig als solcher wie Keiner. Noch heut existiren Acten, die er bearbeitete und auf deren Deckel und Ränder er allerlei Carricaturen und Teufel mit der Feder gezeichnet. Die Teufel saßen immer auf seinem Dintenfasse; er sprach mit ihnen und erzählte von ihnen, er malte sie in seinen wunderlichen, phantastischen Erzählungen, in den „Elixiren des Teufels", in den „Nachtstücken", in den „Serapionsbrüdern", im Märchen „Klein Zaches" und „Prinzessin Brambilla", im „Kater Murr" und im „Doppelgänger". Doppelgängerei war ihm der liebste Teufelsspuk, der die Menschen heimsuchte; er sah immer doppelt und immer einen Teufel dabei, beim Wein und beim Dichten, beim nächtigen Trinken und bei des Tages Arbeit.

Dieser Hoffmann, dies excentrische Genie, und Ludwig Devrient, eine nicht minder dämonisch-phantastische Natur, sie gehörten zusammen und sie fanden sich bei Lutter und Wegener. Allabendlich, allnächtlich saßen sie hier, umringt von ihren Freunden — zwei mephistophelische Gestalten mit langen, hageren Gesich-

tern und scharfen, ausgeprägten Phantasiezügen; der Eine mit den kleinen grauen Augen des Kater Murr, der Andere mit den glänzenden, großen Feuerkugeln, in welchen sich Shylock, Franz Moor und Lear abspiegelten. Zwei Nachtgestalten, zwei Figuren in Callots Manier, poetische Gespenster, elektrische Phänomene. Der Spiritus war die Bedingung ihres Wesens, ihres Lebens. Hoffmann, der sich all seinen dämonischen Gestalten verschrieb und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete, mußte seine Phantasie durch Champagner und Musik zu jenem Irrlichtsglanze steigern, der seine Dichtungen färbt. Devrient seinerseits spülte im Champagner die Außenwelt ab, um sich seinem Genius überlassen zu können, der dann eine Dichtung der Darstellung schuf, die weit über diese Welt hinaus lag, da, wo Hölle und Himmel an einander streifen, und Engel und Teufel sich bedrohen. Devrient, der Shakspeare's Figuren: Shylock, Lear, Richard beseelte, ließ sich nie erklären, sondern nur fühlen. Er brauchte Wein, um spielen zu können — er lernte keine Rolle, sondern er dichtete sie, und oft sah man ihn trunken hinausschwanken auf die Breter und spielen, daß Alle dem gewaltigen Genius erlagen. Es war in ihm eine Welt voll romantischer Dämonie; er beschwor Geister auf die Bühne, die man nie geahnt hatte.

Wenn Devrient durch den darzustellenden Charakter in Etwas an die wirkliche Welt gehalten wurde, so verlor sich Hoffmann ganz und gar in seine Phantasmagorien, nachdem er den Aktenstaub abgeschüttelt

und sich mit Burgunder erregt hatte. Mit den Teufeln des Weins schritt er durch die öden Gassen, auf welchen die Mitternacht ruhte, durch die langen, steinernen Häuserreihen, nach jenem alterthümlichen Gebäude in der Spandauerstraße, an der Ecke der Königsstraße vorüber, das ihm Stoff zu einer besonderen Dichtung geboten. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, in mephistophelischer Verklärung, und dichtete. Strahlen von allerlei Bildern brachen aus dem Weindunst hervor, Gestalten, Erscheinungen, welche in Schaaren den Umkreis des Zimmers bevölkerten. Aber er war ihr Herr und Meister, und er bannte sie und sie gehorchten ihm, hüpften vor ihm auf dem Papiere, grinsend, zähnefletschend, toll und immer toller über die langen, diabolisch geformten Buchstaben, noch naß von Dinte, dahin, bis die Feder aufhörte zu schreiben und der Spuk zu Ende war.

Devrient und Hoffmann gehörten zusammen, sie trugen Jeder ein Stück Leben vom Andern. Beide lernten von einander und hörten und sahen sich beim Glase Wein die Phantasieen ab. Hoffmann hatte außer seinem großen Kater, der sein steter Gesellschafter war, keinen innigeren Freund gehabt, als den großen Mimen. Devrient hatte keinen Geist, der seinem Urwesen näher gestanden, als den Verfasser der „Elixire des Teufels“. Er starb ihm früh dahin, am 24. Juli 1822, im Alter von sechsundvierzig Jahren; er erlag seinem phantastischen, nächtlichen, schwelgerischen Leben, qualvoll und unrettbar an der Rückenmarksdarre. Da war Devrient des Lebens nicht mehr froh. Er mußte

noch mit dem Todten trinken. Verlassen von seinem zweiten Ich, saß er versunken in Träumerei bei Lutter und Wegener; häufig nahm er ein paar Flaschen Champagner unter den Arm und wanderte hinaus auf den Kirchhof vor dem Halleschen Thore, zum Grabhügel Hoffmanns, um dort mit dessen Schatten beim gespenstischen Licht des Mondes in alter Weise zu trinken. Und dabei umrauschte ihn die alte Zeit, er trank und trank Glas um Glas, eins für sich, eins für den Todten; beschwor die alten Geister, die Kobolde, bis er in selige Erinnerung versank. So fand ihn der Todtengräber gewöhnlich des Morgens früh, noch das Glas in der erschlafften Hand haltend, die Champagnerflaschen neben sich auf dem Grabhügel Hoffmanns, entschlafen und im Rausch befangen.

Auch Devrient lähmte durch diese gewaltsame Vernichtung seines irdischen Theils, welche er einen Tag wie alle Tage vornahm, am Ende sein physisches Leben und führte es der Auflösung entgegen. Die Mittel, welche er anwandte, um Geist wie Körper zu stärken, die Schläge der Elektrisirmaschine, denen er sich jeden Morgen preisgab, konnten auf die Länge keine Hülfe bieten. Sein Körper fing an, dem Geiste den Gehorsam zu kündigen. Aber dennoch — Devrient war ein Schauspieler, der selbst ohne Arme und Beine ein großer Künstler geworden wäre. In seinem Auge vermochte er die ganze Darstellung, den ganzen Körper zu concentriren, und deshalb trat er auch noch in der letzten Zeit seines Lebens in einer Vollendung auf, die alle Mängel übersehen ließ. Gerade zur rechten Zeit

rief ihn der Tod zu seinem unersetzlichen Hoffmann. Zehn Jahr hatte er noch ohne ihn gelebt; am 30. December 1832 starb er im Alter von 48 Jahren.

Mit Devrient starb Lutter und Wegener vollends; nur er hatte noch den alten Ruhm dieser Firma seit Hoffmanns Tode erhalten. Die beiden Weinhändler kannten auch seinen Werth; er hatte ihnen denselben einmal bewiesen. Das Trinken war nämlich eine Leichtigkeit für Devrient, aber das Bezahlen der gewaltigen Rechnungen keineswegs. Lutter und Wegener nahmen einmal darauf keine Rücksicht und forderten Bezahlung. An tausend Thaler hatten sie zu fordern. Devrient verstand aber solchen Spaß schlecht; entrüstet über die Bosheit der Weinhändler blieb er ihnen fern, und mit ihm verlor sich die Nachtgesellschaft, welche seinetwegen und um sein Witzfeuerwerk zu genießen, zu Lutter und Wegener zu kommen pflegte. Die Weinstube verödete; schon hieß es, der Stern „Lutter und Wegener" sei im Sinken. Da packte Entsetzen den Lutter wie den Wegener; sie baten den theuren Schuldner um Verzeihung, er kam in Folge dessen wieder und bezahlte fortan seine Rechnungen nur, wenn er Lust, Laune und Geld dazu hatte. Die Weinhändler waren ganz zufrieden damit und sie am tiefsten betrauerten seinen Tod, trotzdem ihnen Devrient außer dem Ruhm noch eine respectable Rechnung hinterließ, die sie nun wohl im Jenseits vollends quittirt haben mögen.

Aus dem Kreise dieser zechenden, phantastischen Serapionsbrüder, welche sich um Hoffmann und Devrient gesammelt hatten, sind noch zwei originelle Geister

hervorzuheben: Chamisso und Hitzig. Wie Hoffmann und Devrient hatten auch sie mit des Lebens Schicksalen in mehr oder minder abenteuerlicher Weise zu kämpfen gehabt, und dies ist charakteristisch für ihre literarische Thätigkeit. Ein Humor lag derselben zu Grunde, welcher Philosophie besaß. Chamisso, ein französischer Aristokrat, wurde mit neun Jahren durch die Revolution aus Frankreich und aus dem später so schön besungenen Ahnenschlosse Boncourt vertrieben. Er ward Page Friedrich Wilhelm II. von Preußen und was mehr werth war, er wurde ein Deutscher, ein so ehrlicher, innerlicher, der durch deutsches Wesen und Wissen einen so tiefsinnigen Durchgang machte, daß er nicht nur ein bedeutender Naturforscher, sondern auch einer der besten und volksthümlichsten Dichter Deutschlands wurde. Als sein zweites Vaterland sein erstes in furchtbarer Gewalt 1813 bekämpfte, zog sich Chamisso in eine einsame Landgegend zurück und dichtete den mit wehmüthigem Humor ansprechenden Roman „Peter Schlemihls wundersame Geschichte", in dem sich Vieles findet, was mit der Hoffmannschen Muse verwandt erscheint. Dann machte er eine Entdeckungsreise um die Welt als Naturforscher, und kehrte als Dichter nach Berlin zurück, um mit Hoffmann und Devrient seinen düstern, grimmigen und doch wieder von unendlicher Menschenliebe abgeglätteten Humor auszutauschen. Dieser schöne Franzosenkopf mit den großen deutschen Augen und langen, vollen Locken, wie ausgeschnitten aus einem Gemälde van Dycks, darf in der Gruppe um den runden Tisch bei Lutter und Wegener nicht

fehlen. Seine Dichtungen sind nicht minder bekannt wie Hoffmanns Märchen und Devrients Charaktere. „Die alte Waschfrau“, das „Lied vom Zopf“, der immer hinten hängt, „der alte Sänger“ — wer kennt sie nicht? Wer liebt sie nicht, diese humorvollen und wieder so düsteren, grellen Poesien?

Der alte Hitzig ist wohl weniger bekannt geworden in weiteren Kreisen, aber desto mehr in den Sphären der literarischen Republik Berlins. Er war ihr Haupt, ihr Organisator, bis er 1849 starb. Wie Hoffmann, und ziemlich im gleichen Alter, ward er preußischer Jurist; wie diesen brachte ihn die Franzosenherrschaft um das Amt. Hoffmann rettete sich durch die Musik, Hitzig durch die Literatur. Im Jahre 1808 ward er Buchhändler in Berlin; im Jahre 1814, als die Franzosen fort waren, verkaufte er sein Geschäft an die jetzt noch blühende Firma Dümmler und wurde wieder Jurist. Als Criminalrath beim Kammergericht seit 1815 war Hoffmann sein College, und sie paßten wahrlich in Allem gut zu einander. Bei Lutter und Wegener war Hitzig mit seinem sprudelnden, lebensfrohen Witz eine ganz besondere Species der Serapionsbrüder; er sorgte für gastronomische Feste, er war so recht der Quirl dieses Cirkels, wie er auch später der anderer und ihm ähnlich sein sollender wurde. Er war es, welcher 1824 die Gesellschaft für deutsche Literatur und 1829 mit Saphir zusammen die Mittwochsgesellschaft stiftete, die noch heute in Berlin existirt. Als Schriftsteller ist er durch seine juristischen Arbeiten, seine Zeitschriften für Criminalrecht bekannt geworden.

Der 1842 mit Häring (Wilibald Alexis) begonnene „Neue Pitaval“ ist noch heute ein verbreitetes Lieferungswerk. Aber er war auch der Testamentsvollstrecker und Biograph seiner alten, liebsten Freunde, der Serapionsbrüder. Er gab Hoffmanns hinterlassene Schriften heraus, er beschrieb dessen und Werners Leben und zuletzt noch das von Chamisso, der 1838 gestorben. Er überlebte sie Alle, er setzte Allen ein Denkmal; als letzter der Serapionsbrüder stand er in dem literarischen Leben Berlins wie eine Ruine, bis sie der Sturm der neuen Zeit begrub.

Dem Zeitalter Lutter und Wegener folgte das von Saphir und Henriette Sonntag. Der Eine entzückte durch seinen cynischen Witz, die Andere durch ihre Stimme und noch mehr durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit. Beiden wandte sich Berlin zu; man stand mit dem Saphir'schen Journal „die Schnellpost“ auf und ging mit Henriette Sonntag zu Bett. Saphir und Sonntag waren die beiden Axen, um welche sich das geistige Leben in Berlin drehte; alle Klassen der Einwohner wurden von diesen beiden Größen beschäftigt und bewegt. Saphir mit der Brille auf der Nase und dem wolligen Haarwuchs wurde, wie er leibte und lebte, en miniature aus Pappe in alle Häuser Berlins eingeführt, in das der Höferin wie in das der Fürstin. Henriette Sonntag wurde als Marmor- oder Alabaster-Büste ein Zierrath der Salons und der Boudoirs. Man unterhielt sich nicht nur von ihrem Gesang, sondern auch von allen Geheimnissen ihrer Toilette, wie viel Mal sie bade, in welchen Essenzen u. dergl. mehr.

Sie ward die Berliner Aline, während Saphir sich alsbald zum Figaro emporschwang.

Was Berlin bis dahin in keinem seiner Journalisten, sondern nur in dem gewöhnlichen Leben des Volks besessen hatte, Witz, er wurde ihm von Saphir erst in kleinen Dosen, dann aber in solcher Fülle geboten, daß ganz Berlin in boshaften Wortspielen und cynischem Witz schwelgte. Vergebens rüsteten sich die dreizehn Bühnendichter gegen Saphir; vergebens bekriegten ihn die Schauspieler; vergebens zerschnitt ihn die Censur; Saphir war gegen Alles wasserdicht; er siegte durch seine burleske Manier über die Suffisance seiner vornehmen Gegner und bannte alle Welt an seine „Schnellpost“, deren Abonnenten über Nacht wie Pilze aus der Erde wuchsen und ihm auf allen Kreuz- und Querzügen seines Witzes folgten. Der „Unvergleichliche“ hatte großen Einfluß auf die belletristische Journalistik Berlins ausgeübt, vortheilhaften, aber auch nachtheiligen. Den Berliner Aesthetikern bewies er die Unfähigkeit und streifte manchem eingebildeten Kunstrichter die Löwenhaut mit jener ergötzlichen Bosheit ab, die so vielen Anklang in ganz Deutschland fand. Aber auf der anderen Seite veranlaßte er auch die Journalistik von Winkelblättern, die nach Saphirscher Manier jagten und Mißgeburten blieben.

III.

Gebäude des Teufels.

Berlin kann der Teufel holen. — Er konnte es schon früher. — Die Liebhabertheater. — Du sollst Vater und Mutter ehren. — Das literarische Parkett. — Die neuen Bühnen und die Logen. — Zur Culturgeschichte Berlins. — Das Königsstädtische Theater und sein Ende. — Das Friedrich-Wilhelmsstädtische Theater. — Das Wallner-Theater. — Das Vorstädtische und ein Theater in der Vorstadt.

Der heilige Chrysostomus war ein sehr braver Mann um's Jahr 400; ein frommes Weib von Antiochien sagte einmal nach einer seiner berühmten Predigten zu ihm: „Vater, ich bewundre Dich, aber verstehe Dich nicht.“ Er selbst aber nannte die Theater ohne Unterschied und ohne sich an die Intendanten zu kehren, „Gebäude des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit und Katheder der Pest.“ Schiller erklärte sie dagegen in einer seiner prosaischen Schriften für moralische Anstalten. Man mag nun nach Belieben, aus welchem der Urtheile man will, den Schluß auf den Charakter Berlins ziehen, wo seit etwa fünfzehn Jahren die Zahl der Theater sich verdreifacht hat. Nach Chrysostomus wäre die Stadt an der Spree so

ziemlich auf den Standpunkt gekommen, daß sie der Teufel oder irgend ein anderer Städteverwüster holen kann; nach Schiller auf die Höhe jener Bildung, welche einmal der preußische Minister Herr von Bismarck als für zu groß erklärte, um constitutionelle Verfassungen zu vertragen. Berlin hat heut acht nennenswerthe Theater: zwei Hofbühnen, das Victoria-, das Friedrich-Wilhelmsstädtische, das Wallner-Theater, das Meysel'sche, das Vorstädtische und das Callenbach'sche Theater; freilich noch immer bescheiden gegen Paris, welches mehr als ein Dutzend besitzt, und noch bescheidener gegen das alte Rom, welches 31 Theater und 11 Amphitheater besaß, von denen die kleinsten doch noch 20,000 Menschen faßten. Alle acht Berliner Theater zusammen fassen etwa die Hälfte davon, und doch rühmt sich Berlin, im Victoria-Theater und im Opernhaus so ziemlich die größten Räume zu besitzen, welche in unserer Zeit solche Bestimmungen erhalten. Da sich aber die alten Römer selbst in ihrer classischen Heimat in ein bescheideneres Geschlecht verwandelt haben, welches an sechs dürftigen Bühnen übergenug hat, so mag man, wie oft geschieht, die Menschheit der Jetztzeit für pygmäenhaft halten, aber man wird einräumen, daß Berlin mit acht Theatern auf eine halbe Million Einwohner nicht eben klein unter den großen Städten Europa's dasteht. Bis 1848 hatte es deren drei: zwei Hofbühnen und das „Königsstädtische".

In dieser vermehrten Anzahl von Gebäuden des Teufels und in dem zahlreichen Besuch, dessen sich die

meisten erfreuen, liegt gewiß auch ein sehr sprechender Beweis für den vollendeten Uebergang Berlins aus einer großen Stadt in eine Großstadt. Zu einer solchen ist es in der That geworden, und zwar gerade von dem Moment an, als das Volk selbstständig in dem politischen Leben seine Rolle begann und der beschränkte Unterthanenverstand wohl noch beschränkt, aber nicht mehr unterthänig blieb. Vor zwanzig Jahren noch war Berlin nur eine große Stadt, eine Residenz von ziemlich spießbürgerlichem Charakter, und durch seine Hauptstraßen ging der ruhige, bedächtige Fluß eines Binnenverkehrs. Heute ist der Gürtel des alten Berlins gesprengt, das Leben des Hofes, das Residenzwesen wird nicht mehr vor dem Treiben und Arbeiten des bürgerlichen Lebens bemerkt. Alles hat große Dimensionen angenommen; die Posten und Gerichte, Rathhaus, Börse, Brücken und Straßen sind zu klein geworden und werden in überstürzender Hast den Anforderungen der Zeit gemäß erweitert und vergrößert, sogar, leider Gottes! auch das Schuldgefängniß und die Abtheilung für Preßvergehen. Ein gedrungener, massiger, lebenstrotzender Strom des Verkehrs wälzt sich durch die Stadttheile; an vierhundert Omnibus rasseln durch die Straßen, während vor dreizehn, vierzehn Jahren hier der erste Versuch mit diesem Gebäude des Teufels noch nicht recht glücken wollte. Die stolzen Häuser, die Unmasse von großen Läden, welche die Spekulation aus den Parterrewohnungen in allen, sonst durchaus nicht kaufmännischen Straßen gebrochen hat und immer noch bricht, ferner

die öffentlichen Lokale, Café's, Restaurationen in Saal, Hof und Garten, die Vergnügungslust, der Staat, die Kleider, kurz Alles, was man sieht und hört, erweist sich als Symptom einer Großstadt. Nichts fehlt daran, nicht einmal Magistrat und Oberbürgermeister. Kein Wunder, daß nun auch die Vergnügen und die Genußsucht gegen früher solche Verhältnisse angenommen haben, um dem Kriegsminister v. Roon die Ueberzeugung zu verschaffen, es könnte in Preußen auch die Armee um 40,000 Mann erhöht werden, und daß der echteste der preußischen Junker, Herr v. Kleist-Retzow, daraus den schönen Schluß zu ziehen vermochte, dem Volke gehe es zu wohl und man müsse ihm deshalb das Leben wieder mehr sauer machen.

Was die erwähnten Gebäude des Teufels speziell betrifft, so würde man sich aber doch täuschen, wenn man aus der Vermehrung derselben auf eine stark gestiegene Theatersucht der Berliner schlösse. Diese Nation war schon in der „guten alten Zeit" mit Satan mindestens ebenso gut daran, wie heute, und unsere Großmütter mögen sich auf ihre einstigen Tugenden nicht zu viel einbilden. Im Gegentheil, heut zu Tage unterhält ein muthigeres Geschlecht einen offenen Verkehr mit Seiner Hoheit dem Teufel, während die früheren Generationen in ihrer ersten Bürgerpflicht, der Ruhe, heimlich und desto lasterhafter einen regen Umgang mit dem Satan hielten, weshalb Göthe's „Faust" ihnen auch so viel Kopfzerbrechen verursachte. Denn das alte Berlin, dieses stille, phi-

liströse, scheinbar so ehrbare Berlin des Vormärz begnügte sich freilich mit drei großen öffentlichen Theatern; aber daneben hatte es eine Masse von Privatgesellschafts-, sogenannten Liebhaber-Theatern, deren Anzahl in den vierziger Jahren 72 — man denke: 72! — betrug. Sie existiren theilweis noch heute; aber vormals lebte sich dort ein ganz eigenthümliches Leben, so charakteristisch für den Berliner, daß es als Gegensatz zu dem heutigen mindestens in seinen Hauptzügen angedeutet werden mag.

Der Berliner war, ehe er constitutionell wurde, eine harmlose bürgerliche Natur, die sich Sonntags gern aus Herzensgrund amüsirte. Mit sozialistischen Grundeigenschaften versehen, hatte er eine wahre Passion für Vergnügungsassoziationen, die dem Einzelnen möglichst viel Plaisir für verhältnißmäßig wenig Geld verschafften. Daraus erklärt sich die Masse der verschiedensten Vereine, die früher ohne Angst der Polizei existirten und in denen das wahre Seelenleben der Berliner zu finden war, von welchem der Fremde nur selten eine Kenntniß erlangte. Jeglicher gute Hausvater des Vormärz, der einen Anspruch auf Bildung, Wohlanständigkeit und leidliche Existenz machte, schloß sich einem dieser Vereine an. Sie waren verschiedener Art, verschiedenen Charakters, je nach den Elementen, die sie bildeten. Die einen huldigten lediglich dem philiströsen Genuß des Tabakrauchens aus langen Stammpfeifen, wobei Weißbier getrunken, „warm Abendbrod" gegessen und entweder gekannegießert, oder ein Boston, ein Whist, ein Pollak, wenn nicht

gar ein Schaafskopf, gespielt wurde. Diese nannten sich meist Ressourcen.

Andere wieder waren dem Tanz gewidmet, den „Kränzchen“, abgelöst alle vier Wochen durch einen „Ball“. Solche Gesellschaften bildeten sich meist aus jüngeren Männer, die ihre Frauen, Schwestern oder Bräute springen lassen wollten und selbst noch leidenschaftlich mitsprangen. Die meisten Vereine und zugleich die beliebtesten waren aber jene, die Alles verbanden: ein oder zwei Zimmer für die Spießbürger zum Tabackrauchen, einen Saal zum Tanzen, ein Billard für die jetzt gleichfalls abgeschaffte Attaque auf die gelbe Caroline, und ein Theater, wo Liebhaber, Dilettanten und Anfänger ihre Kunst, natürlich gratis, probirten. Der gebildetste Theil der Bourgeosie, bis zum schlichten Handwerker herab, strebte einem derartigen Vereine anzugehören, sich hier vollständig mit Frau nnd Kindern dem Teufel zu verschreiben. Gewöhnlich war alle Sonntage Theater und nachher Kränzchen; im Sommer schoben die Alten im Garten Kegel, und die junge Welt trieb Spielereien und Spiele, die oft zu anständigen „Verhältnissen“ und dann gewöhnlich zu ehelichen Verbindungen führten. Das Theater selbst wurde heilig gehalten, die Schauspieler und Schauspielerinnen spielten die ersten Geigen in der Gesellschaft, waren die aristokratische Kaste. Man stattete die Bühne oft sehr reich aus, und unter den Dilettanten war ein Wetteifer, den Herr von Hülsen nur gekannt hat, als er noch nicht General-Intendant der Königlichen Schauspiele war. Mancher

treffliche Künstler, manche berühmte Schauspielerin der öffentlichen Institute ist aus diesen Pflanzstätten hervorgegangen und hat diesen selbst eine höhere Weihe, ein stolzes Selbstbewußtsein zurückgegeben. Unter diesen Liebhabertheatern Berlins haben namentlich „Urania“ und „Concordia“ solche Ehrenplätze errungen und auch glücklich bis heute den Sturm überstanden, der so viele dieser alten Gesellschaften seit 1848 vernichtet hat. Wohl existiren noch viele dergleichen, alte wie neue; aber der alte Geist ist nicht mehr in ihnen, ihre soziale Seite ist lahm geworden, denn Berlin und die Berliner sind anders geworden. Das Theaterleben speciell, sonst in geschlossenen Kreisen mit Enthusiasmus und Freude wie der Dienst einer Gottheit gepflegt, von schlicht bürgerlichem Charakter, ist lediglich nur in den öffentlichen Instituten zu finden und hat dadurch seine Originalität und seine keuschere Bedeutung verloren.

Selbst wenn der alte, kleinstädtische Berliner eines der drei öffentlichen Theater besuchte, geschah es mit großer Würde und mit Scheu vor der höheren Kunst, die hier entfaltet werden konnte. Daher ward auch ein solcher Theaterabend in der Familie für eine Art Fest angesehen, und ein Bürger aus den wohlhabenderen Mittelklassen verschaffte sich und seiner Frau höchstens alle Monat einmal solchen Genuß; die erwachsene Tochter kam selten mehr als zweimal im Jahre in den Tempel der Kunst. Aber dazumal genoß man eben auch, was man sah und hörte, und man kritisirte nicht so viel wie heute. Alles ist jetzt

anders geworden; man geht in's Theater, als wenn dessen Besuch des Hausvaters Kasse nicht angriffe; man geht wieder hinaus, ohne weiter „nachzugenießen".

Im Allgemeinen ward bis vor fünfzehn Jahren das Opernhaus überwiegend von der haute-volée und dem höheren Beamtenstand besucht; man spielte drei- oder viermal in der Woche daselbst, und darunter gab es einen Ballet-Abend mindestens. An solchen zog auch der kleinere Bürger mit seiner Familie dahin, denn ein Ballet zu sehen war für den Berliner das höchste Fest. An Opern-Abenden versammelte sich im Parkett die Familie der Kunstfreunde und Musikliebhaber, welche auch bis heutigen Tages noch hier ihr Regime ausübt und ziemlich das einzige Element des theatralischen Berlins ist, welches von der Zeit und ihren Einflüssen unberührt blieb. Im Uebrigen jedoch ist auch das Opernhaus, seitdem es nach dem Brande prächtiger und größer wieder aufgebaut wurde, des exclusiven Charakters seines Besuches verlustig gegangen; namentlich Sonntags ist es vom Mittelstand überfüllt, und auf der Gallerie hat der Geselle und Arbeiter sich für seine zehn Groschen einen Platz erobert.

Ebenso ist es mit dem königlichen Schauspielhaus der Fall, in früherer Zeit ausschließlich das Rendezvous der Bourgeoisie, welcher Rühr- und Familienstücke nicht oft genug geboten werden konnten. Heute wechselt der Charakter des Publikums oft, und auch das Repertoir ist vielseitiger dadurch geworden.

War sonst das halbe Haus besetzt, so genügte dies für den Anstand vollkommen; heut würde eine

solche schönere Hälfte schon für eine Niederlage des Instituts gelten. Das Schauspielhaus namentlich ist zu klein geworden, und mit den Billets, die sonst stets im Ueberfluß vorhanden waren, handeln heut bei übergroßer Nachfrage die Mitglieder einer eigenen Börse. Vergeblich bemühte sich die Intendanz, das Publikum vor diesem Wucher zu retten und der Theaterbörse ihr florirendes Handwerk zu legen: sie schlug dabei immer das arme Publikum. Der Aufschlag von fünf Silbergroschen für ein reservirtes Billet schreckte die Händler nicht ab, sondern besteuerte nur das Publikum, und da einmal bestehende Steuern so leicht nicht wieder abgeschafft werden, quälte sich die Intendanz nur darüber, wie sie bei Beibehaltung des Zuschlags ihre Billets den Zwischenhändlern entziehen konnte. Nun hat man bekanntlich die neue, wenn auch sehr komplizirte Lösung darin gefunden, daß man sich mittelst gedruckter Meldezettel der Intendanz zur Berücksichtigung empfiehlt und diese dann genehmigten und durch die Stadtpost unfrankirt an den Adressaten zurückgelangenden Meldezettel erst das Recht zur Erhebung eines Billets an der Mittagskasse verleihen. Entzückt wird Niemand über diese lästige Vorschule zum Theaterbesuch sein, und es scheint am gerathensten, auch bezüglich der Theaterbillets für die Grundsätze der Gewerbefreiheit einzutreten. Die Hauptsache ist, für sein Geld bequem das Recht zum Eintritt zu erkaufen. Nun aber hat man dem Publikum eine mit Unbequemlichkeit verbundene Steuer aufgebürdet, nur, wie es scheint, um den Profit an den Billets den

Zwischenhändlern zu nehmen und der Theaterkasse selber zuzuführen.

Wie man weiß, wurde durch die Entfernung des Orchesters im Schauspielhause Raum für neue Plätze gewonnen, aber durch Aufopferung der Zwischenaktmusik, Etwas, was dem alten Berlin nicht hätte zugemuthet werden dürfen. Neu-Berlin jedoch nahm das Opfer mit dem geheimen Stolz hin, als gebildetetes Wesen gegen andere Hauptstädte wieder Etwas vorauszuhaben. Durch Nichts ist der Berliner leichter zu besiegen, als durch eine Spekulation auf sein Selbstgefühl, welches er von seiner allzu großen Bildung hat. Nun kann man ihm dies kindliche Vergnügen lassen; aber seine Vorliebe für die klassischen Stücke, dies darf man nicht vergessen, ist ein Vermächtniß des alten Berlin an das neue und wird hoch und heilig gehalten. In jener Zeit, als das Theaterpublikum durchaus exklusiv und das Parkett eine Art Salon der literarischen Welt war, da trieb man Kultus mit Goethe, Shakespeare und Schiller, und das Berliner Theaterpublikum galt als das gebildetste in Deutschland. An dieser Tradition hat nun der Stolz des Berliners instinktartig festgehalten. Er ehrt, was Vater und Mutter geehrt, und will nicht minder gebildet scheinen, als das eigenartige Theaterpublikum einer früheren Generation thatsächlich war.

Dieses sogenannte literarisch gebildete, ästhetische, kritisirende Publikum hat in seiner Echtheit heut allerdings auch verloren, und an seine Stelle ist ein solches

getreten, welches ohne tiefere Berechtigung auf diese Ehre Anspruch macht. Jeder Berliner, der heut das Schauspielhaus besucht, gerirt sich als Kritiker, als Literatur- und Kunstverständiger, oft in der unausstehlichsten blasirten Manier. Will man dies Publikum in allen seinen Elementen kennen lernen, so muß man die erste Aufführung eines neuen Stücks besuchen. Nirgends in der Welt findet man wohl in gleicher Weise echte Bildung und Verbildung, Blasirtheit und Vorurtheil, Eitelkeit und Dummheit als Obertribunal über eines Autors Arbeit urtheilen. Das Parkett ist alsdann angefüllt mit den warmen Freunden der Literatur; mit Journalisten, die kritisiren müssen; mit Professoren, die bei Stehely Nachmittags Kaffee und Literatur genießen; mit jüdischen Bankiers, die sich neben dem Studium des Courszettels auch mit der Lectüre der Recensionen abgeben; mit Commerzienräthen, welche die Mäcene unserer Virgile und Horaze spielen und alljährlich zweimal einige Künstler abfüttern; mit pensionirten Räthen, die den Lack höherer Bildung annehmen; mit Ehefrauen von Redacteuren und Professoren, die ihren Männern keine Schande machen wollen: das ist das allgewaltige Parkett eines solchen Abends — ein eigenthümlicher Salon, in dem Einer den Andern kennt und Jeder thut, als sei er zu Hause.

Nach dem ersten Act des neuen Stücks erhalten die Corridors des Parketts ein auffallendes Leben. Von rechts und links stoßen Gruppen alter und junger Herren zusammen und man sieht ihnen an, daß sie ex officio ihr Urtheil abzugeben haben. Der Eine fängt

an, seine Meinung zu sagen, ein Zweiter bestreitet sie; drei Andere hören bloß zu. Jener berechnet schon den Erfolg des Ganzen mit Sicherheit. Dieser erkundigt sich nach dem Autor und nach seiner literarischen Vergangenheit. Zwischen dem zweiten und dritten Act theilen dann die Herren der Kritik ihren Freunden und Nachbarn die gewonnenen Resultate ihrer Untersuchung mit. In einigen Minuten weiß nun das ganze Parkett, woran es sich zu halten hat; die Stichworte sind ausgegeben, und kaum ist der schließliche Erfolg des Stückes ein anderer, als ihn das Parkett in der Mitte des Abends schon feststellt. Es ist eine förmliche Prüfungscommission, und ihr nergelnder, unfreundlicher Charakter hat diese ersten Aufführungen für die Autoren zu wahren Schreckenstagen gemacht. Die Intendanz selbst gebraucht die Kriegslist, neue Stücke gewöhnlich des Sonnabends aufführen zu lassen, so daß das vorurtheilslosere Sonntagspublicum noch keine Recension darüber gelesen hat und derart eine vox populi zum Maßstab der Beurtheilung über den Erfolg des Stückes genommen werden kann. Hat ein Autor das literarische Obertribunal gutlaunig gefunden und den Beifall des Sonntagspublikums erworben, so kann er sein Glück für gemacht halten. Der einzige Autor, welcher sich bisher stärker erwies, als die kritisirende Republik Berlins, ist Charlotte Birch-Pfeiffer; sie hat trotz aller Verurtheilungen des Areopags ihr Glück gemacht und die besiegte Kritik hat schließlich mit ihr Freundschaft schließen müssen.

Satan konnte also wohl Berlin als eine seiner

moralischen Eroberungen betrachten und behandeln. Er machte den Versuch mit einem, dann mit zweien, dann mit mehreren neuen Theatern, und er, welcher im Stande gewesen, Christo alle Schätze der Welt zu zeigen, sparte natürlich auch Nichts, die neuen Hallen der Kunst mit allem Luxus seiner Hoflieferanten auszustatten. Selbst ein schuldloseres, argloseres Geschlecht, als das der Spree-Athener, hätte dieser Versuchung nicht widerstanden; sie aber thaten gar noch stolz auf die Vermehrung ihrer Theater und ließen es durchaus nicht zu, daß ein paar dieser neuen Bühnenbesitzer Bankerott machen konnten, trotzdem sich dieselben alle Mühe dazu gaben. Und da just die Jubelfeier Schillers in die Zeit fiel, so berief man sich auf dessen Autorität und nahm die Zahl der Theater zum Maßstab für die Moral Berlins.

Wie durch Zauberei ist vor den Augen der alten, ehrbaren Generation das frühere Theaterleben verschwunden und ein lauteres, profaneres, gewerbsmäßigeres an dessen Stelle getreten. Die Bedeutung der Liebhaber-Theater ist dahin; der Theaterbesuch ist kein Fest mehr für die Familie; man geht hinein in die Gebäude des Teufels und wieder hinaus, ohne weiter etwas zu denken. Selbst die Kunsttempel der Berliner Lehr- und Schuljungen, diese lustigen Puppentheater, auf denen Kasperl seine Witze machte und jedes Kind mindestens einmal unter Aufsicht des Dienstmädchens für „sechs Dreier" den „bairischen Hiesel" sehen mußte — auch sie sind um ihren Reiz gekommen; jeder Schusterjunge geht heut auf den Olymp des Opern-

hauses, um seinen künstlerischen Anforderungen genugzuthun, und nirgend mehr sieht man die transparenten Schilder der alten Puppentheater.

Der Südländer oder überhaupt der Ausländer, welcher die Berliner Theater besucht, bemerkt sofort, daß an Stelle der geschlossenen Logen offene Ränge angebracht sind. Nirgend, als in Norddeutschland, findet man diese Einrichtung, die laut dafür spricht, daß hier nicht allzu gesellige Leute wohnen. In Italien, in Paris, in London, in Wien, selbst noch in Prag und in Dresden, übt die Loge im Theater ihre Herrschaft aus und hat eine gesellschaftliche Bedeutung. In ihr ist gewissermaßen ein Kabinet der Familie geschaffen worden, umringt von buntem Leben und sinnlichem Genuß; hier empfängt man gute und schlechte Freunde, plaudert von Geschäften, von Liebe oder Vergnügen, sieht nur nach Laune auf die Vorgänge auf der Bühne und fühlt sich wie in einem geschlossenen Salon. Je mehr nach Norden, desto mehr verliert sich dieser rein gesellschaftliche, heitere Charakter der Logen; zuletzt sind sie, wie in London, nur Zellen geworden, Ställe, in denen der langweilige Engländer sich langweilt. Die offenen Ränge der Berliner Theater lassen weder die Geselligkeit, noch die Absperrung zu. Jeder hat seinen einzelnen Platz, und sein Nachbar ist ihm fremd. Besuche im Theater zu machen, ist weder Sitte, noch leicht ausführbar. Man geht in's Theater, um sich Etwas vorspielen zu lassen; kümmert man sich noch um das übrige Publikum, so geschieht es nur, um mit der „Kanone" (dem Doppelglas) Bekannte zu suchen

und hübsche Damen zu mustern. Aus diesem Grunde ist es auch während der Zwischenacte ziemlich still in den Berliner Theatern; das Gesumme hört mit dem Glockenschlag, welcher den Beginn eines neuen Actes anzeigt, auf, und eine andächtige Ruhe herrscht im Hause. Auch diese Artigkeit des Publicums ist ein gutes Erbstück von Alt-Berlin; aber Neu-Berlin hat auch seine Unarten. Zu den häßlichsten derselben gehört die Klatschwuth, eine Barbarei, welche man dem Mode gewordenen Gastspielunwesen des Theaterprinzen- und Prinzessinnenthums zu verdanken hat. Das Klatschen ist aus den Schützenplatz- und Kunstreiterbuden in die feine Gesellschaft übergegangen. Es ist eine förmliche Wuth im Publikum, jeden Künstler auch bei der gewöhnlichsten Gelegenheit zu beklatschen und besonders beliebte Persönlichkeiten mit einem „Sturm" zu beehren. In Berlin ist sicherlich nicht das heiße Blut daran Schuld, sondern die Ursache dieser an's Rohe streifenden Unart liegt in dem Mangel an Selbstbeherrschung gegen eine eingerissene Gewohnheit. Der Mißbrauch, der mit diesen Beifallsbezeigungen getrieben wird, benimmt ihnen an sich schon allen Werth; aber es wird auch der Künstler dadurch verführt, auf diesen lauten Beifall zu speculiren und wenigstens mit Effect eine Scene zu schließen.

Das dritte Theater des alten Berlins war das Königsstädter, und es besaß in der That ein echt volksthümliches Gepräge. Die Popularität, deren es sich erfreute, ging zunächst von seinem Director Cerf aus, ein jüdisches Original mit echtem berliner Inhalt,

ein komischer Kauz, von dem man sich eine Masse wahrer und falscher Anecdoten erzählte. Cerf war ein vortrefflicher Theater-Director, der seinen Ehrgeiz darin setzte, die beste Bühne in Deutschland zu haben. Seine Maschinerien übertrafen die der königlichen Theater; sein Eifer erhob diese Bühne zu der berühmtesten, beliebtesten und besuchtesten Berlins. Er ließ in den Volksstücken die gefeiertsten Künstler gastiren; die Possen erhielten durch die vorzüglichen Kräfte, welche er zu finden wußte, eine nie wieder gewonnene Popularität. Beckmann und Grobecker waren die letzten Komiker des alten Berlins; sie waren die Heroen der Königsstadt. Es ist wohl ein charakteristisches Zeichen für die nachfolgende Zeit, daß derselbe Grobecker den Berlinern später nicht mehr gefallen wollte, und daß Beckmann, dieser echte Repräsentant nordischer Komik, seit Jahren die beliebteste Erscheinung des wiener Hoftheaters ist. Das Königsstädtische Theater versammelte ganz Berlin, um zu weinen, zu lachen und die köstlichsten Genüsse des Gesanges zu haben; denn hier war unstreitig in den Wintermonaten die beste italienische Operngesellschaft. Cerf scheute keine Kosten, sich die berühmtesten Nachtigallen aus Italien, London und Paris, die gefeiertsten Tenore zu verschaffen; darin bestand seine Passion, und sie hat ihm sehr viel Geld gekostet. Aber diesen italienischen Opern verdankte sein Theater den europäischen Ruf; die eleganteste Welt Berlins hatte darauf abonnirt; der Hof, der überhaupt viel auf den alten, wunderlichen Cerf hielt und sich von ihm zuweilen privatim amüsiren ließ, interessirte

sich außerordentlich für diese Vorstellungen. Aber bei all' seinem gesunden Verstand und praktischen Blick war Cerf ein sehr ungebildeter Mann, der gerade dadurch, daß er über den Mangel seiner Kenntnisse täuschen wollte, äußerst komisch wurde. Eine Menge Anecdoten charakterisiren ihn in dieser Beziehung. So erhielt er eines Tages einen Brief, dessen Inhalt er selbst vor seinem Privatschreiber geheim halten wollte. Nun war aber zum Unglück Lesen wie Schreiben für den „Commerzienrath" Cerf eine unbekannte Wissenschaft. In seiner Verzweiflung, den Inhalt jenes wichtigen Briefes zu erfahren und doch den Secretair nicht zum Mitwisser davon zu machen, verfiel er nun auf das drastische Auskunftsmittel, sich von seinem Schreiber zwar den Brief vorlesen zu lassen, aber ihm dabei die Ohren zuzuhalten, damit er das Vorgelesene nicht mit höre.

Das Königsstädtische Theater war so recht ein Stück alten Berlins und plötzlich, so wie dieses, verschwand es auch. Gerade mit der Märzrevolution hörte es auf, nachdem der alte Cerf schon vorher aus dem Leben geschieden war. Im Sommer von 1848 spielte man so viel Theater, so viel Possen auf den Straßen, daß die dazu bestimmten Tempel verödet blieben. So kam eines Tages das Königstädtische Theater, welches der jüngere Cerf geerbt hatte, und der am wenigsten dazu geeignet war, diese Bühne auf ihrer alten Höhe zu halten, unter den Hammer. Alle Anstrengungen, es wieder zu eröffnen, blieben vergeblich; es hieß, der König wolle dies Theater nicht mehr, weil aus dem Ge-

bäude desselben während des Märzkampfes ein mörderisches Feuer gegen das Militair unterhalten worden. So wurden die schönen Räume, in denen die Berliner aller Stände so gern und oft verweilten, zu dem profanen Zweck von Wollspeichern bestimmt und der glücklichste Platz eines Theaters für das innere, verkehrsreiche Berlin ist verloren gegangen.

Außer diesen drei erwähnten öffentlichen Theatern existirte kein anderes bis zum Jahre 1848 in Berlin. Mit der Revolution erstand aber sofort ein viertes, schnell von Holz aufgezimmert: es war das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, in einem Stadttheile, weitab vom Mittelpunkte und von der verkehrsreichen Königsstadt. Hier waren Kasernen, die Charité und die Thierarzneischule die einzigen öffentlichen Gebäude bis dahin gewesen; der Stadttheil selbst hatte aber seinen ruhigen Charakter längst verloren, denn dicht neben ihm waren die Höfe der hamburger und stettiner Eisenbahn und die große Industrie- und Fabrikstadt mit den Citéen der Borsig'schen und Egells'schen Maschinenbau-Anstalten erstanden. Tausende von Arbeitern wohnten hier, und die Bewegung von 1848 fand in ihnen einen ihrer Wirbelpunkte, ja sie setzte sich hier eigentlich so recht fest und gab dem neuen Stadttheil einen Charakter, wie ihn etwa das Faubourg St. Antoine in Paris hat. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater spiegelte im Anfange denn auch den Geist dieses Stadtviertels ab. Hier kam man schnell von den alten Volksstücken auf die politische Posse in schärfster Form, und die Berliner drängten sich dahin,

um das Gift der politischen Satyre einzuschlürfen. Mit der Reaction 1849 wurde es natürlich anders; das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater versuchte es nun mit dem ruhigen Lustspiel, dann mit der Zauberposse, mit den Melodramen, endlich mit den Cameliendramen, mit Offenbach's Opernburlesken — kurz und gut, es hat es nicht zu einem specifischen Charakter gebracht; es cultivirte alle möglichen Genre: Oper, Tanz, Lustspiel, Posse, Schauspiel; aber im Allgemeinen hat es doch eine feinere populäre Richtung und versammelt oft die beste Gesellschaft des Bürgerthums in seinen Räumen.

Mit dieser Bühne, welche auch immer durch die Mannigfaltigkeit ihrer Leistungen, besonders durch den Cultus von Gastspielen ausgezeichneter Künstler oder theatralischer Phänomene, wie Pepita, Ira Alridge, Dawison, die Goßmann, die wiener Hofburg-Schauspieler, sehr beliebt geblieben ist, kam ein ganz neuer Charakter in das öffentliche Theaterleben Berlins. Es verlor seinen eingegrenzten Lauf; alle Schichten betheiligten sich mit einmal daran; es wurde sinnlicher, genußspeculirender, überstürzender und zu einem wahren Bedürfniß der Bevölkerung. Auch im Aeußerlichen kennzeichnete sich dies sehr auffällig. Aus der Bretterbude an der Panke wurde ein schönes, massives Gebäude mit elegantester Einrichtung; die beliebt gewordenen Sommerbühnen führten zum Bau des schönen, offenen Parktheaters, welches erst in neuerer Zeit den nordischen Himmel Berlins durch seine Bedachung anklagte. Die Berliner waren in dieses Parktheater der

Friedrich-Wilhelmstadt förmlich verliebt, und es war wohl auch das erste in seiner Art. Eine ganz neue Sommer-Theatersaison bildete sich dadurch aus. Der Platz um das Theater wurde zum Garten gemacht; in den Garten kam eine Restauration; zuletzt, um ein neues Zugmittel zu schaffen, wurden Concerte vor und nach der Vorstellung eingeführt, und zwar ohne den Preis der Billets darum zu erhöhen. Alle Welt war davon angenehm berührt, nur nicht die Musikanten des Orchesters, welche nun von 5 bis 11 Uhr Abends aufspielen mußten. Diese Sommer-Einrichtung ist dann von allen zweiten Bühnen Berlins nachgeahmt worden und erfreut sich der größten Beliebtheit beim Publikum; sie ist auch zugleich ein berliner Specificum, welches den Export ebenso wenig vertrug, wie das Weißbier. Mindestens ist in anderen Städten Deutschlands diese Neuerung nicht von Bestand gewesen, und wo sie aufrecht erhalten wurde, wie in Dresden, ruft sie wirklich den Vergleich mit saurem, schaal gewordenen Weißbier auf. Aber in Berlin läßt man nichts auf sie kommen. Um 5 Uhr im Sommer geht der Hausvater, bewaffnet mit seinen Theaterbillets, in den Garten um diese Sommerbühnen, placirt seine Familie, trinkt seinen Kaffee während des Concerts und läßt sich's auch wohl gefallen, nach der Vorstellung bei Musik zu Abend zu speisen.

Dies neuere, so zu sagen volksthümliche Theaterleben Berlins ist in Wahrheit aus der alten Königstädtischen Bühne hervorgegangen. Merkwürdig genug, daß diese unterging, als sie ihre Mission erfüllt hatte.

Gerade in der letzten Zeit ihres Bestehens trieb sie noch die Blüthe der neueren Posse. An Stelle des gemüthlichen Angely und Raimund war für Berlin der ätzende, politische Kalisch erstanden, dessen Possen bald die Muster für eine ganze Richtung der localen Dramatik wurden, die in dem Witz der Couplets ihren Werth und ihren Effect suchte. Kalisch ließ die alte Königsstadt noch diese Kinder einer neuen Zeit in die Welt setzen: dann starb die Mutter, als müsse sie einem Naturgesetz folgen. Wer erinnerte sich aber nicht der großen Popularität der Kalisch'schen Posse: „Einmalhunderttausend Thaler"? Die alte Königsstadt, die kurz zuvor noch im „Weltumsegler wider Willen" und „Lumpacivagabundus" Triumphe des alten berliner Volksgeistes gefeiert hatte, zog mit diesen „Einmalhunderttausend Thalern" siegreich in eine neue Zeit ein.

Aber, wie gesagt, sie hatte damit ihre Mission erfüllt und war nun dem Untergange bestimmt. Nachdem die Bühne im Jahre 1848 geschlossen und vom Alexanderplatz verbannt war, versuchte sie auf dem Boden des neueren Berlins, in der Friedrichsstadt, zu neuem Leben zu stehen. Ein Circus wurde ihre Stätte; der Zauber des alten Namens: „Königsstädter Theater" sollte sie hier aus ihrem Ruin emporheben — aber vergeblich! Trotzdem Kalisch der Bühne treu blieb und seine nächsten Possen, z. B. „Berlin bei Nacht", ihr in kindlicher Dankbarkeit vermachte, fristete die ihres alten Bodens beraubte „Königsstadt" nur ein kümmerliches Dasein. Nun suchte sie mit aller Anstrengung wieder auf ihr altes Terrain in dem ver-

waisten Königsstädtischen Viertel zu kommen; der Tempel eines der größeren Liebhabertheater wurde deshalb erworben, und eines schönen Tages war die alte „Königsstadt“ in der Blumenstraße, in der Nähe ihrer Heimath am Alexanderplatz. Trotzdem blieb sie, was sie in der neuen Zeit geworden — ein überlebter Begriff, eine aus der Mode gekommene Komödiantin, die dann endlich ruhmlos in's Grab sank. Aus der Blumenstraße sollte nämlich die Königsstädtische Bühne wieder nach der benachbarten Münzstraße wandern und dort auf neuem, keuschen Boden ein neuer, großartiger Tempel für sie erbaut werden. Dieser Plan ist auch wirklich ausgeführt worden. In der Münzstraße steht seit fünf Jahren ein prachtvoller, großer Tempel der Kunst, mit Allem reich und schön bedacht, was der neue Zeitgeist fordert: aber die alte „Königsstadt“ ist fort, bis auf den Namen verschwunden. Das Gebäude in der Münzstraße führt den Namen Victoria-Theater; man taufte es so, um den Fluch der Sterilität der nachmärzlichen „Königsstadt“ nicht in diese neueste ihrer Metamorphosen zu übertragen. Vergebens! Der Segen ist einmal fort, und der Geist der alten, so berühmten Bühne fristet trotz aller Anstrengung nur noch ein künstliches Dasein. Das Victoria-Theater, in dem noch die letzten Reste der alten Königstädtischen Bühne fortleben, führt nur ein Dasein ephemerer Art; der Hammer schwebt stets über ihm.

Dies Stück philosophischer und Kulturgeschichte von Berlin, welches sich in den Schicksalen der alten „Königsstadt“ abgespielt hat, findet seine volle Ergänzung

aber durch die Entstehung eines andern Berliner Theaters. Als die Königsstädtische Bühne der Blumenstraße den Rücken zudrehte, um als Victoria-Theater eine neue Speculation anzufangen, da lebten die dürftigen Bretterräume in der Blumenstraße als Wallner-Theater weiter, und heut ist diese Bühne eine der beliebtesten von Berlin. Franz Wallner hatte die Stätte der irrenden „Königsstadt" erworben und machte sie segenbringend. Er ist ein Oesterreicher, und der Sinn, den dieser für Volksthümliches besitzt, bewährte sich auch bei Wallner. Zudem ist er als Theaterdirector einer der gebildetsten; er ist nicht allein Fachmann, sondern er ist auch Künstler und ein großer Literaturfreund, sogar selbst ein interessanter Schriftsteller. Es sind diese Eigenschaften besonders hervorzuheben, da sich die Berliner Bühnen fast alle keiner solchen Direction erfreuen. Wallner's gesellige Liebenswürdigkeit, sein Fleiß und sein Streben ersetzten den Mangel an reichen Mitteln, mit dem er anfangs zu kämpfen hatte. Die Berliner Schriftsteller interessirten sich für den Mann, der ihnen ein ungewohntes und gebildetes Interesse entgegentrug; die Schauspieler dieser Bühne leisteten mit Lust und Liebe ihre Aufgaben, denn sie standen zu ihrem Chef in einem schönen collegialischen Verhältniß. Die geschickte Leitung, die Selbständigkeit, mit welcher diese Bühne sich hinstellte, das seltene Zusammenspiel der Künstler — dies Alles gewann das Publikum, und es hängt heut mit Treue an diesem Institut, das sich mehr und mehr vergrößert und ver-

schönt hat und neuerdings sich in eins der geschmackvollsten neuen Theater Berlins verwandelt hat. Director, Schauspieler und Publikum bilden hier förmlich eine Familie und machen den Aufenthalt in den gefälligen, traulichen Räumen dieses Theaters zu einem der angenehmsten und behaglichsten. Die derbe Bourgeoisie der kaufmännischen Königsstadt ist jetzt hier so heimisch, wie einst in dem Königsstädtischen Theater auf dem Alexanderplatz; es ist jener Theil des Volks, welcher fern ist von aller Blasirtheil, kräftig und gesund an Herz und Körper, der sich im Theater amüsiren will, Humor und Leben daselbst verlangt und dankbar bleibt, wenn man seinen Neigungen in anständiger, angenehmer Form entspricht. Das Wallner-Theater hat dies Publikum verstanden gehabt und ist dadurch eines der besten Volkstheater von Berlin, das populärste der Bourgeoisie, das besuchteste geworden. Sein Repertoir besteht meist aus mehreren Stücken — eine Einrichtung, die man sich früher nie erlaubte und erst in neuerer Zeit Platz gegriffen hat; es bringt Possen, kleine und pikante Lustspiele, hin und wieder auch ein ernstes Stück. Abwechslung im Repertoir ist die Hauptsache, bis ein Zugstück gefunden ist, welches dann so oft aufgeführt wird, bis es ganz Berlin gesehen. Kein Theater erfreute sich bisher solcher Treffer darin, wie das Wallner'sche. Stücke, wie der „Goldonkel," „Verplefft", „Bruder Liederlich", „Namenlos", „Aurora in Oel" ꝛc. sind fünfzig-, sechzigmal in Scene gegangen. Kalisch läßt hier noch die Funken seines Witzes in den kleinen Arbeiten blitzen, die seine

Muse noch produciren kann. Die neue Generation der Possendichter feiert hier ihre Triumphe. Es läßt sich dabei nicht verkennen, daß das seltene Zusammenspiel der künstlerischen Kräfte, sowie die hervorragende Begabung derjenigen, welche für das hier beliebte Genre die eigentlichen Träger bilden, sehr viel zu dem Glück der Vorstellungen und dem Erfolg der Novitäten beitragen. Das Personal dieser Bühne hat sich gewissermaßen in sein Publikum hineingearbeitet und steht mit ihm in persönlichen Bezügen. Helmerding ist die drastische, burleske Komik; Reusche der echte künstlerische Humor; Neumann ein glücklicher Vertreter des trockenen Witzes; Fräulein Schramm endlich eine jugendliche, mit natürlichem Humor begabte Soubrette, wie sie selten zu finden. Ein Stück, in welchem dies komische Quartett mit seinem Geschick, Berliner Typen zu charakterisiren, seine Thätigkeit entfaltet, darf des Erfolges immer ziemlich sicher sein. Es hat den Freibrief für den „höheren Blödsinn" sich durch Geist und Witz erworben.

In diesen verschiedenen Theatern charakterisirt sich am deutlichsten die Natur des Berliners in alter und neuer Zeit. Die übrigen jüngeren Bühnen bieten wenig mehr als Nüancirungen davon dar. Das Callenbach'sche Theater soll für die Friedrichsstadt sein, was das Wallner-Theater für die Königsstadt ist; das neue Theater von Meysel vertritt auch dasselbe Genre der Possen und Burlesken. Eine specielle Bedeutung dagegen besitzt das Vorstädtische Theater unter der Leitung der Wittwe Gräbert, einer Frau,

welche sich in dem niederen Theil des Berliner Volks wegen ihrer langjährigen Beziehungen zu demselben als Vorsteherin öffentlicher Vergnügungslocale einer nicht geringen Popularität erfreut. Das „Vorstädtische Theater“ liegt in dem Viertel der Arbeiter, der Armuth, des kleinen Handwerkerthums, weitab von den verkehrsreichen Theilen Berlins. Es ist auch lediglich für den kleinen Mann, für den Arbeiter, für dessen Frau und Töchter bestimmt, und wird nach dieser Richtung hin mit vielem Geschick geleitet. Seine Entstehung fällt, glauben wir, auch in das Jahr 1848, als das Volk plötzlich in's öffentliche Leben eintrat und für sich besondere Ansprüche, besondere Berücksichtigung verlangte. Mutter Gräbert verstand diese Forderung der neuen Zeit und gründete dies Theater. Räuber- und Ritterstücke, Melodramen und sociale Rührstücke bilden das stehende Repertoir; Kleinlichkeiten, Possen, Potpourri's ist nichts für den Arbeiter, der nach derber Kost verlangt und dessen Frauen im Theater nicht lachen, sondern weinen wollen. Der Humor setzt immer schon etwas Weltbildung voraus; die hat der Arbeiter aber nicht, oder es entspricht doch seinem Geschmack mehr, in Spannung zu gerathen, Bösewichter ihre Schandthaten verrichten und nachher dafür vom Schicksal gerichtet zu sehen. Das Gemüth des eigentlichen Volks verlangt nach der Poesie der Thatsachen; ihm allein ist auch noch das reine, natürliche Gefühl von Schrecken und Mitleid eigen, welches die Helden der Räuberstücke erregen und welches hervorzurufen Aristoteles als die Bedingung der Tragödie bezeichnete.

Nur eigentlichen Forschern des Berliner Volkslebens sind die Bühnen bekannt, in denen die allerunterste Schicht des Volks ihr Vergnügen sucht und die bei der steigenden Bildung derselben auch schon mehr und mehr verschwunden sind. Ein glücklicher Zufall führte uns einmal in solchen Tempel der Kunst und in das charakteristische Leben, welches dort herrscht. Man nannte ihn scherzweise das Vorstädtische Opernhaus, gar nicht mit dem Theater von Mutter Gräbert zu verwechseln. Jenes lag im eigentlichen Voigtland, einst dem verrufensten Theile von Berlin, welcher freilich heut dafür keine Veranlassung mehr bietet. Hier wohnen die gewöhnlichen Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen, welche in den großen und zahlreichen Etablissements dieser neuen Industriestadt beschäftigt sind. Dieses eigenthümliche Theater hatte drei verschiedene Plätze, je zu drei, zwei und einem Groschen; der letzte Platz war auf der umlaufenden Gallerie. In dem geräumigen Saal, der einfach nur Sitzreihen aus Rohrstühlen für den ersten Platz, und aus Holzbänken für den zweiten aufwies, herrschte ein edler Tabacksqualm. Alte Philister dieser Zone rauchten ihre langen, sonst nicht mehr anzutreffenden Pfeifen. Das weibliche Publikum auf den Plätzen des zweiten Parketts stärkte sich durch Weißbier, dessen Ersatz durch die demokratische Bairische hier noch auf conservativen Widerstand stieß. Die männlichen Beistände hielten die „kühlen Blonden“ mit dem obligaten Kümmel unter ihren Stühlen in sicherer Obhut. Auf der Gallerie drängten sich Lehrburschen mit Fabrik-

mädchen, und ein Besuch in jener Region belehrte uns, daß im Hintergrunde unschuldsvolle Schäferspiele des Volks reichlichen Kultus genossen. Wenn wir mit unserer Neugierde schleunigst den Rückzug nahmen, so lag es daran, daß Fremde hier erst ausweisen mußten, ob sie Hühneraugen besäßen, die einen zarten Druck mit dem Absatz aushielten. Ein Constabler vertrat die hohe Obrigkeit; doch soll die eigentliche Polizei hier stets durch eine freiwillige Wachmannschaft von Herculessen ausgeübt sein, die, wie einst ihr Ahn den Antäus, so ruhestörende Voigt- oder Ausländer vom Boden erheben und vor die Thür in eine freiere Natur setzen. Die Art und Weise, wie das Publikum hier die Vorstellung genoß — es wurde „die Jungfrau von Orleans" gegeben, und das Personal waren dilettirende Gesellen, die mit der Kunst Nebeneinnahme machten — zeigte sich sehr verschieden. Viele spielten mit der Jungfrau oder mit dem Schwert rasselnden Dunois mit, Andere amüsirten sich mit ihrer Nachbarschaft; ein großer Theil jedoch folgte dem Spiel und der ausgebildetsten Coulissenreißerei mit sichtlicher Spannung, und kam fürchterlich in Entrüstung, wenn profane Störenfriede die Andacht störten.

IV.

Noble Passionen.

Die Hubertusjagd. — Auf stahlbeschwingter Sohle. — Wer heirathen will, geht auf's Eis oder in die Polkakirche. — Die Tempelhofer Mark und das Wettrennen. — Saison des Wollsacks. — Der Corso. — Psychologie der Equipagen.

Lange Zeit hatten die noblen Passionen unserer ritterlichen und Knappenwelt nicht so schöne Gelegenheit, in aller Ruhe ihren Glanz zu entfalten, wie in den letzten Jahren. Man weiß, daß von Alters her das Jagdvergnügen unter diesen Passionen den ersten Rang einnimmt und selbst vom Verein gegen Thierquälerei respectvollst anerkannt worden ist. Die Jagd auf das Hochwild der verneinenden und parlamentarisch vergifteten Geister hat zunächst bei den politischen Sportsmen das lebhafteste Interesse wach gerufen, denn sie pflegt selten gestattet zu sein. Aber ihr abstracter Charakter langweilt nur zu bald die große Masse der Jäger, die körperliche Bewegung bei solchen Gelegenheiten haben, die sehen, fühlen und schmecken will. Während diese Jagd sonach bald den dazu bestellten Piqueuren allein überlassen wird, die sich schließlich

auch nur damit begnügen, die brummenden Bären der Opposition in die sibirischen Gegenden zu jagen, erfreut sich die feinere Jagdgesellschaft in den Wäldern civilisirterer, von guten Landräthen gereinigter Gegenden an der blutigen Opferung der Thiere. Es ist neuerdings der Drang, den verderbten Städten und Stätten der Civilisation zu entfliehen und in den Wäldern zu hausen bei jener, dem Nationalfond nie zur Last fallenden Gesellschaft aus erklärlichen Ursachen stärker als je vorhanden gewesen, und am Hubertustage pflegt die ganze Gesellschaft Berlin zu verlassen. Berlin bleibt stehen und merkt in seiner Verderbtheit kaum den Abgang seiner edleren Theile; im Grunewald aber wird es um dieselbe Zeit außerordentlich lebendig.

Da das Leben nicht auf dem Spiel steht, so nehmen an der wilden Jagd immer eine Menge sogenannter Galopins Antheil, die nicht einmal ein Stück von dem kalten Braten nehmen dürfen, der auf den Tafeln im Hofe des Jagdschlosses servirt ist. Sie stehen zu Pferde im Walde hinter den berittenen Schutzmännern, sehen den Zug zu Holze von fern, und wenn dann die Anjagd-Fanfaren geblasen sind, setzen sie sich in Trab, ohne den Schwanz des letzten Hundes je zu sehen. In die Stadt zurückgekehrt, erzählen sie dann die furchtbarsten Jagdgeschichten und lassen die civilisirte Welt in dem Glauben, daß eine Schweinejagd das gefährlichste Geschäft der hohen Gesellschaft sei. In der That aber ist die Jagdparade dabei das erhabenste Geschäft. Wenn das arme, zum Opfer bestimmte Thier losgelassen ist und in den umhegten Forst todes-

ahnend rennt, dann ziehen die Rothjacken in imposantem Zug, die Equipagen mit dem Damenflor in der Mitte, auf breitem Waldweg so lange fort, bis sie zum „Bruch“ kommen. Die Hunde werden nun entkoppelt, die Jagdhörner blasen die Fanfaren und die Meute stürzt dem Keiler nach. Anstandshalber setzen nun die Hubertusjäger nach; die meisten machen bald hernach Kehrt und rücken in's Jagdschloß; ein anderer Theil folgt den Hunden, die bald den Keiler aufgefunden und „gedeckt“ haben. Besser dressirt, wie parlamentarische Unthiere, halten sie ihr Opfer so lange fest, bis einige der Herren von der rothen Livree herankommen und es zum Abfangen recht bequem legen. Solches geschieht denn auch immer vom Herrn der Jagd, worauf dinirt wird, und das Hauptschwein, todt und blutig, als Ehrenwache an das Thor des Jagdschlosses aufgebunden wird.

Der Herbst hat die Jagd; aber auch der Winter muß für noble Passionen herhalten. Liegt etwa auf der ausgestreckten Hand des rocher de bronce Grafen Brandenburg ein Haufen Schnee, ganz entgegen dem Ausdruck seiner Haltung, welche etwa besagt: So hoch muß der Schnee liegen, ehe er mir in die Wasserstiefeln kommt; haben die Gewässer eine starke Eisdecke, unter welcher das kalte Wasser wie unsere Hoffnung rollt und auf welcher der Jugend munteres Treiben auf beschwingter Stahlsohle stattfindet; dann, wenn die Sonne am höchsten steht, bevölkert sich jener Theil des Thiergartens, wo die Gewässer im Sommer am meisten Malaria entwickeln, im Winter, wenn es friert, eine

der besuchtesten und angenehmsten Eisbahnen bilden. Die elegante Welt der Hauptstadt giebt sich hier Rendez-vous; die Garde und die jeunesse dorée, die Mädchen des Geheimrathsviertels und Damen noch höherer Art, auch geringerer, mit oder ohne brüderliche Begleitung, versammeln sich hier, sie schnallen sich den Stahl unter die Stiefeln und laufen Schlittschuh, eine bunte, sich tummelnde Gesellschaft mit rosigen Wangen und rothen Nasen, der zuzuschauen nicht ohne Reiz ist. Um keinen Preis würden die edlen Berlinerinnen, eine ganz hübsche Kategorie des zarten Geschlechts und mit gefühlvollen Herzen begabt, dies in letzterer Zeit Mode gewordene Wintervergnügen wieder aufgeben; denn es ist zu bemerken, daß es vor Allem die Damen sind, welche um die sogenannte Rousseau-Insel herumschwärmen, und daß ihretwegen die Männerwelt für das Schlittschuhlaufen in jener Gegend ein unausrottbares tendre fühlt. Nicht etwa, daß es sich dabei um das vielseitige Vergnügen handelt, die Damen dahinschwirren, holländern und vielleicht auch fallen zu sehen — o nein! ein tieferer, edlerer, wahrhaft philantropischer Sinn liegt in diesem Spiel der Beine.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß bei der statistisch festgestellten Majorität des weiblichen Geschlechts gegen das männliche und bei der immer stärkeren Anhänglichkeit des letzteren an die Lehre des Paulus: „Heirathen ist gut, aber nicht heirathen noch besser“, die Bedrängnisse der heirathslustigen Mädchen in bedenklicher Art sich steigern. In den großen Städten wie Berlin sind öffentliche Gesellschaften dem Terro-

rismus eines minder auf reelle Heirathsabsichten gerichteten Geschlechts verfallen und können daher für die Vermittelung solider Bekanntschaften von den besorgten Hausmüttern nicht benutzt werden. Der Winter bringt deren zwar in Konzerten und auf Privatbällen, aber doch nicht in nöthiger Anzahl. So entspricht denn das Schlittschuhlaufen sowohl dem angenehmen Zweck der Bewegung für die gesunden Mädchen, als auch dem nützlichen, mit irgend einem achtbaren jungen Mann zusammenzurennen und derart die große Schwierigkeit eines ersten Anknüpfungspunktes für weitere Ziele leichter als irgendwo zu beheben. Wenn er will, wird er schon um dieselbe Stunde alle Tage auf die Eisbahn kommen; er grüßt erst, dann begleitet er Fräulein, dann bietet er ihm einen Schlitten an; ist er ein Mann, wie man ihn wünscht, so darf er auch das Mädchen mit der es bewachenden Schwester nach Hause begleiten u. s. w. u. s. w. Man wird gestehen, daß die Eisbahn also ein sehr wohlthätiges Institut ist und schon manchem Ehepaar das Leben gegeben hat. Ach, und die Mädchen haben so brennende Blicke! Da mag die Temperatur noch so kalt sein, nur zu leicht fängt so ein armes Ding von Männerherz Feuer und dann ist's geschehen.

Die Eisbahn im Thiergarten liegt überhaupt in dem Reviere, wo die geheimräthlichen Mädchen massenhaft wohnen und das Bewußtsein ihrer Lage einen ordentlichen Corpsgeist in sie gebracht hat. Eine Geheimrathstochter oder dergleichen ist am allerschwersten an den Mann zu bringen; sie steht zwischen Bürger-

thum und Aristokratie und das liebe Geld fehlt gewöhnlich. Nach unten hin mag sie nicht, nach oben hin geht es zu schwer mit dem Heirathen, und alte Jungfer will sie doch um keinen Preis werden. Es ist also natürlich, daß jede anständige Gelegenheit eifrig benutzt wird, die Tochter des Hauses rechtzeitig den prüfenden Augen der Männer, und wären es die eines Lieutenants, zu präsentiren. Darunter ist nun die Eisbahn eine sehr willkommene; sie gehört Mittags der eleganten Welt, im Uebrigen dem „gemischten Publikum". — Eine nicht minder eifrig benutzte Gelegenheit zur Unterhaltung eines noblen Heirathsbureau's hat das Geheimrathsviertel aus seiner Kirche gemacht, welche an der Lisière des Thiergartens liegt, Matthäikirche officiell, vulgo aber Polkakirche heißt und von dem orthodoxen Superintendenten Büchsel regiert wird. Hier ist Sonntags Vormittags der üppigste und lieblichste Damenflor vorhanden, weshalb auch eine stattliche Männerwelt die Räume dicht erfüllt und „Vater Wrangel" die Predigt so oft besucht.

Der Sommer ist natürlich auch nicht stiefmütterlich abgefunden worden, und selbst der viele Sand bei Berlin hat sich zu einem der nobelsten Vergnügen vortrefflich verwerthen lassen.

Als nämlich die große allgemeine Sündfluth war und alles Land der Erde, auch ganz Preußen, unter Wasser stund, machte Vater Noah auch einmal mit seiner Arche eine Wasserpartie nach Berlin. Da sprang ein naseweiser Maulwurf aus dem großen Schiff auf den Boden des Wassers, grub sich verzweiflungsvoll in

denselben ein und stieß nach bekannter Art gegen die Erdoberfläche. Da aber pfiff Noah, und als der Maulwurf wieder ins Schiff gezogen war, machte der Papa ihm schwere Vorwürfe, sintemal er ja von jedem Gethier ein Pärchen aufbewahren sollte und also nicht einmal einen Maulwurf verlieren durfte. Aber die Folgen dieser Maulwurfsnaseweisheit blieben für alle Ewigkeit sichtbar: bei Berlin, einsam auf weiter Sandfläche, ragt der Kreuzberg empor. Hinter diesem Maulwurfsberg der Sündfluth dehnen sich unübersehbare Ebenen aus, vortrefflich geeignet zu Schlachtfeldern oder Manöverplätzen, wozu sie denn auch, ebenso wie zu den großen Berliner Paraden vor Kaisern oder Königen, benutzt werden. Aber auch das moderne Ritterthum der Sportsmen hat diese Ebene zu seinen alljährlichen Turneys erküret.

Die Feldmark von Tempelhof, die hier liegt, eine gute Stunde von Berlin, ist der Schauplatz der Wettrennen, welche seit etwa zwei Jahrzehnten in Preußen acclimatisirt werden. Tempelhof war einst der Sitz des Templerordens, und die wohlthätigen Folgen desselben zeigen sich vor Allem in der ungeheuren Menge liegenden Besitzthums, den er erwarb und der zum Theil auf die Gemeinde des kleinen, von Berlinern zuweilen besuchten Dorfes übergegangen ist. Tempelhof gehört ziemlich alles Land, was in seinem einmeiligen Umkreise liegt; sein Besitzthum erstreckt sich bis an die Mauern Berlins, und da nun Berlin über seine Mauern auch nach dieser südlichen Seite mächtig hinausgewachsen ist, so haben die Tempelhofer viel Land für

viel Geld verkauft und sind dadurch eine der reichsten Gemeinden geworden; ihre Bauern bilden förmlich eine Familie von reichen Gutsbesitzern. Auch haben sie für den Geist der Zeit ein sehr lebhaftes Verständniß, was sich daraus ergiebt, daß sie für die zum Wettrennen bestimmte Fläche — keine Viertelmeile Quadrat — alljährlich einen höheren Pachtzins forderten, neuerdings für die fünf oder sechs Tage, welche das Sportvergnügen währt, die bescheidene Summe von 3000 Thalern auch erhielten.

Auf dieser Ebene ist die Rennbahn durch Pfähle so abgesteckt worden, daß der Lauf um alle vier Seiten desselben gerade eine halbe deutsche Meile beträgt; die kleineren Distanzen sind dadurch bestimmt, daß die Pferde eine oder zwei Seiten des großen Vierecks nicht mit ablaufen. Allemal treffen sie jedoch bei demselben Ziele ein, sothanes Ding sich äußerlich als eine Art Galgen repräsentirt, durch dessen Luke der Richter schaut, um genau festzustellen, welches von den ankommenden Pferden ihm zuerst vor der Nase vorbeifliegt. Um dieses gefürchtete Ziel herum ist die fliegende Stadt und das Sport-Hoflager errichtet. Den höchsten Rang darin nehmen ein paar andere Galgen ein, nicht etwa zum Aufhängen bestimmt, sondern zu verschiedenen anderen harmlosen Dingen, beim Flaschenzug die Kraft der Pferde zu erproben und dergleichen. In dem inneren Quarré, um die Galgen, ist der Stall für die edlen Rosse; darum reiten, laufen oder stehen die Besitzer derselben, die Richter, buntgekleidete Jockey's, Offiziere in Uniform oder Jockeytracht und andere sachverständige Leute.

Außerhalb der Rennbahn sind die Tribünen für die beiden Orchester, welche die langen Pausen zwischen den verschiedenen Pferdehetzen mit Musikstücken ausfüllen; daneben die für das Publikum, welches seinen Platz mit einem Thaler bezahlen kann. Ein Flor von schönen, edlen, geputzten, jungen und auch alten Damen ist hier vorhanden, wohin manch' Cavalier seinen sehnsüchtigen Blick wirft und von wo manches Auge den Reiter auf jagendem Rosse mit mehr als gewöhnlichem Interesse verfolgt. In dieser Tribünenaristokratie der Damen steckt etwas Mystisches; da sitzt die kaum zu erkennende demi-monde Berlins, die Damen der Lieutenants, und neben den naiven, neugierigen Mädchen jene Species aristokratischer und sinnlicher Frauen, die bei den für Weiber scheinbar am wenigsten geeigneten Schauspielen, wie bei Stiergefechten, Thierhetzen und Hinrichtungen, das meiste Vergnügen empfinden. Es bestätigt dies die psychologische Erfahrung, daß in der Weibernatur ein grausamer Zug liegt, wie er im Verhältniß zu der Structur des Mannes bei diesem niemals in so kalter, herzloser Weise anzutreffen ist. Die männliche Grausamkeit ist eine active, ausübende, und wird dadurch meist zu einer entschuldbaren That des persönlichen Gefühls; die weibliche Grausamkeit ist durchweg eine passive; sie empört durch die Wollust, mit welcher sie sich an den Leiden, an dem Unglück, an der Rohheit und Wildheit Anderer labt. Cornwallis, der Glocester die Augen ausstechen läßt — wie anders ist seine Rohheit gegen die herzlose Grausamkeit, mit welcher seine Gemahlin, König Lears Tochter, darüber entzückt ist.

Unter und hinter diesen Tribünen sind vernünftiger Weise Erfrischungszelte angebracht, wo Bier, Schnaps und Würste von zahreichen Bedürftigen und noch mehr Liebhabern vertilgt werden. An der Leine, welche um die Zugangsseiten der Rennbahn gezogen sind, steht das gemeine Volk, welches das Vergnügen mit fünf Silbergroschen bezahlt hat. Seinen Rücken deckt eine Linie von Reitern, als da sind die unvermeidlichen Constabler, Unteroffiziere und Soldaten, Philister, Gentlemen und wer sonst noch ein Pferd in Berlin besitzt; denn beim Wettrennen bleibt so leicht kein Privatpferd noch ein Privatwagen in der Stadt. Da zieht von früher Nachmittagsstunde in endlosen Wagenzügen, zu Pferd und zu Fuß, die neugierige Masse aus dem Halle'schen Thore; die Herren mit ihrer Eintrittskarte am Hute, die Damen in luftiger Tracht und oft mit Sport- oder Jagdhut auf der Frisur. Vom Thore selbst bringen die vielsitzigen „Kremser“ und die Droschken den bescheideneren Theil des Publikums nach der Rennbahn, und so entsteht denn vom Eingang derselben bis zu den Tribünen eine kolossale Wagenburg, gebildet aus allen möglichen Vehikeln, die der menschliche Geist erfunden, von der elegantesten Chaise bis zum jämmerlichsten Thorwagen.

Die Wettrennen werden in den Abendstunden von fünf Uhr ab gehalten. Die einzelnen Rennen haben zwar verschiedene Namen und zumeist englische, sehen sich aber im Allgemeinen sehr gleich. Die Hauptsache ist immer, daß die Pferde sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchen, wobei die zügelnde Macht der Reiter

alle mögliche Unterstützung zu geben strebt, namentlich kurz vor dem Ziele, wenn der Kantschu das edle Roß zerschlägt, die Sporen ihm die Adern zerstechen und das wilde Hih! Hoh! der Reiter die ruhigen und civilisirten Staatsbürger an der Leine der Rennbahn im Geiste in die Urwälder zwischen kriegführende Irokesen versetzt. Nur beim Hürdenrennen, wobei es über Gräben und Hecken und allerlei andere Hindernisse geht, wird das Bild dieses edlen Vergnügens reichhaltiger, indem sich gewöhnlich ein paar Pferde und noch mehr Menschen beim Sturz die Knochen zerbrechen, Umstände, welche für das Publikum stets von besonderem Interesse sind und den Gipfel des Genusses bilden.

Das Pferderennen hat das Gute, daß es dem Publikum Muße zu allerlei Betrachtungen über Nutzen und Bedeutung desselben verstattet. Der Nutzen ist offenbar ganz für die Pferdezucht. Nachdem die alten Ritter durch ihre Streiche, wozu auch die der jetzigen meklenburger gerechnet werden mögen, das Gefühl persönlicher Ehre im Volke wachgerufen und zu achten gelehrt, so verlangt es der heutige Fortschritt, daß nun auch die Erziehung des Pferdegeschlechts eine gleiche Richtung nehme. Man kann auch die gerittenen Pferde mit Völkern vergleichen, die, von kluger Hand gezügelt, ihr Ziel erreichen, unter unverständigem Despotismus nach den höchsten Anstrengungen zusammenbrechen. Am nächsten wird aber dem unbefangenen Menschen hierbei der Vergleich mit anderen systematischen Quälereien gelegt, welche die Sterblichen erfunden

haben, um den unausrottbaren Gefühlen ihrer Wildheit Feste zu geben.

Mit dem Wettrennen zusammen findet auch allemal der Berliner Wollmarkt statt und sie gehören zusammen, sie haben zu viel Verwandtschaft mit einander. Gar mancher der großen Sportmänner, dessen Pferde wohl behütet und die Beine mit Stroh umwickelt zu Eisenbahn nach Berlin kommen und auf der Rennbahn um die ausgesetzten Preise ringen, hat zugleich seine schweren Wollsäcke mit geführt und verwandelt sie in Säcke voller Geld. Und was kann einem „Wollsack" — wie man in Vermischung der Sache mit der Person in Berlin die Wollverkäufer nennt — der von den Gütern aus der Provinz kommt, mehr Vergnügen machen, als ein Pferderennen, der edle Sport, zu welchem sich der Hof, die feine Aristokratie und die pikanteste Damenwelt versammeln? Wollsack und Sportman verstehen sich vortrefflich; sie haben als Landgentlemen in der Hauptstadt einerlei Liebhabereien und treffen dabei Tags über zusammen. Beide sind auch mit Geld reichlich versehen und gemeinhin mit dem Wunsch, ein gut Stück davon todt zu schlagen und die wenigen Tage Aufenthalt in Berlin gründlich vor der Heimreise auf die Güter zu genießen. Die Delikateß- und edlen Weinkeller erfreuen sich ihrer Frühstücksneigung und jeder Wirth hat den höchsten Respect vor den Magen und Börsen der Fremdlinge, die unstreitig eine Woche lang die Herren des Berliner Lebens spielen und theilweis eine sociale Umwälzung hervorrufen. Namentlich gilt dies betreffs der Wollsäcke, welche von jeher in der

höchsten Achtung stehen, wenn auch alte Praktiker wissen wollen, daß sie mit der um sich greifenden Civilisation durch die Eisenbahnen jene Unschuld und Gutmüthigkeit mehr und mehr verloren haben, welche der Berliner in den Begriff eines „Potsdamers" zusammenfaßt. Die Wollsäcke der Neuzeit sind nicht mehr ganz die der alten Zeit, in welcher Mancher ärmer von Berlin fortreiste, als er vor dem Verkauf seiner Wolle hergekommen. Viele begnügen sich heut mit den gewöhnlichsten Soupers und Amüsements und nehmen vorsorglich ihre volle Geldkatze mit nach Hause. Aber der Stamm der berühmten Wollsäcke ist doch noch keineswegs gänzlich ausgestorben. Es sind ihrer noch Viele, welche in flotter Weise ihre Börse zu erleichtern lieben. Man kennt sie auch sogleich, diese Wollsäcke, an ihrer kräftigen Figur, an dem braunen Gesicht, dem schwarzen Vollbart, den derben Fäusten und dem gutmüthigen Zug in ihren Augen. Des Nachts findet man sie in den Tempeln der Nachtgöttinnen, welche auf diese Zeit, wie auf ihre Sommermesse, schon sehnsüchtig gewartet haben und mit merkwürdigem Instinct gleich den gekommenen Wollsack wittern. Für Niemanden schlägt ihr Herz dann, als für ihn, und die Achtung, mit welcher der Wollsack in der Musenhalle und im Orpheum aufgenommen wird, macht ihn auch bei festen Grundsätzen geneigt, sich von den Damen der Halle etwas rupfen zu lassen. Die wirklich überraschende Schönheit des Orpheums, des Berliner **jardin Mabille**, verlangt ihren Tribut von allen Fremden, und der Wollsack setzt seinen **point d'honneur** darein, in diesem Tributgeben der Generöseste zu sein.

Ist er aus Berlin wieder entschwunden, dann wird es still daselbst und die „todte Saison" beginnt. Wettrennen und Wollmarkt bilden die letzten und lebhaften Phasen der Berliner Sommersaison.

Der Ehrgeiz, welcher sonst keine hervorragende Eigenschaft des ironisirenden Berliners ist, hat ihn gleichwohl aufgereizt, dem Mangel wirklichen Volkslebens in seiner Stadt womöglich etwas abzuhelfen. Die gesellige Steifheit des nordischen Charakters, der kalte Geist der Feudalität, der Stände, welcher den guten Deutschen noch immer wie der alte Reichszopf anhängt, ist allem natürlichen, munteren Volksleben so feindlich, daß Berlin es niemals erreichen wird, wie es dasselbe ehrgeizig erstrebt, selbst wenn es die Polizei erlaubte, die nun einmal zum Vormund des Volks bestellt ist, die alles natürliche Leben und Wesen in dem Corset der Gezwungenheit erhalten muß, weil so und nicht anders der feudale und noch immer moderne Begriff von „Ordnung" erhalten wird. Gleichwohl dachte der Berliner, daß er, nachdem er statt einer großen Stadt, in der Hof, Offiziere, Beamte und Gelehrte den Ton angaben, zu einer Großstadt gekommen, in welcher Handel und Verkehr das alte Patriarchen- und Zunftsystem bei Seite geschoben, dem munteren Volksleben des Südens nicht nachzugeben brauche, wenn er nur wolle. So importirte er denn den Carneval für den Winter und den Korso für den Sommer und Beides gedeiht, wie exotische Pflanzen in dem Landgarten eines oldenburgischen Bauers.

Wir haben es hier noch mit dem Korso zu thun,

dessen Wesen und Name von dem modernen Rom, als einzige Berühmtheit desselben, sich der ganzen civilisirten Welt mitgetheilt hat. Die Berliner in ihrer Organisationskunst unterhalten seit einigen Jahren mit kläglicher Berühmtheit einen Korso zu Lande und auch zu Wasser, und hat man den letzteren dem bescheidenen Volk überlassen, welches für 2½ Sgr. sich ein Plätzchen in einer der Gondeln miethet, die auf dem See von Pichelsdorf im Grunewald ein paar mal an einander vorbeigleiten, so hält die Welt, welche in Berlin Wagen besitzt, mit einer auffallenden Hartnäckigkeit an dem Korso zu Lande fest, der durch den schönsten Theil des Thiergartens seinen melancholischen und doch nicht ganz uninteressanten Rundgang macht.

Eine Gesellschaft hat sich für das Arrangement und die Unterhaltung dieses noblen Vergnügens seit Jahren der Mühe unterzogen. Sie veranstaltet in der Saison, da die reiche Welt noch in Berlin ist, im Mai und Juni, allwöchentlich einen Korso, wozu etliche Musikchors an verschiedenen Punkten der langen, sich in Windungen zum Kreise abschließenden Korsobahn im Thiergarten auf leicht erbauten Orchestern bestellt sind. In der späteren Nachmittagsstunde rollt nun die Armee von Equipagen, welche Berlin besitzt, zu den Thoren hinaus nnd bald entwickelt sich zwischen dem Spalier einer auf- und abziehenden Menge von gemeinen zuschauenden Fußgängern der Aufmarsch des Korso. Wagen und Pferde sind es zunächst, welche hier paradiren und also auch die erste Anfmerksamkeit verlangen, wenn auch bei schönem Inhalt mancher

Gespanne die Galanterie es erlangt, daß man über den zweibeinigen Wesen oben, die auf Vieren es fortbewegenden Wagen und Pferde vergißt. Wer Berlin aus der alten Zeit des Vormärz kennt, wird billig erstaunen über den Luxus und die Menge der Equipagen von heute. Damals gab es außer denen des Hofes eben nicht mehr, als wie sie große Provinzialstädte aufweisen, und ein Privatgespann vermochte, wenn es durch die Straßen fuhr, die Familie neugierig an die Fenster zu locken. Der große Wohlstand, den die neue Zeit mit ihren Industrie- und Handelsverhältnissen in Berlin verbreitet hat, spiegelt sich jetzt auch in der Menge und Eleganz der Privatwagen ab. Es giebt dreierlei Arten darunter, die von dem scharfen Beobachter niemals verwechselt werden können und gäbe sich der Besitzer der einen Art alle erdenkliche Mühe, einen Wagen der anderen Art herzustellen. Man wird immer den Wagen der Aristokratie von dem der Finanzwelt und des kapitalen Bourgeois unterscheiden, so gut wie diesen von dem Doctorwagen. Der aristokratische Wagen fährt anders, sieht anders aus; Kutscher, Pferde, der ganze Habitus ist von jenem Etwas, was die echte Aristokratie so wenig los wird, wie der Schauspieler seinen Gang und sein eigenes Wesen. Der Wagen der reichen Bourgeosie ist sofort an dem Mangel dieser mehr instinctiv zu erfassenden, als zu beschreibenden Eigenschaft zu erkennen und wenn Bankier P. gestern erst Pferde und Wagen und noch den Kutscher obenein vom Grafen A. gekauft hätte. Steigt der Arzt in seinen Wagen, und sei er

von einer Herkunft wie immer, er drückt ihm sofort die Seele eines Doctorwagens ein.

Auf dem Korso von Berlin kann man die Erfahrungen darin recht behaglich anstellen, schon deswegen, weil der Wagen der Aristokratie nur in der Minderzahl vertreten ist und die Equipage der Finanzwelt entschieden dominirt. Der Doctorwagen fällt gegen Beide ab wie die Droschken, die in dem gedrückten Wesen ihres Bewußtseins daherfahren, daß sie eigentlich gar nicht in diese Paradereihe gehören. Wie überall in der Gesellschaft, ist es der reiche Bourgeois, die eitle Welt der reichen Emporkömmlinge, der hier auf dem Korso sein Gewicht geltend macht. Sind sie es doch, welche die schönsten und theuersten Häuser besitzen, welche den verarmten Adel aus seinen alten Palästen treiben und die Geld genug haben, in Allem den höchsten Luxus zu entfalten. Aber daran erkennt man sie eben so unverkennbar. Aus ihren Wagen wie aus den Augen derer, die in deren schwellenden Polstern mit möglichst vornehmer Attitüde ruhen, spricht immer der Gedanke: „Wir können es ja! Wir können's noch besser, wie die Aristokraten! Wir haben das Geld!" Unvertilgbar ist der Aristokratie des Geldes der Zug — wie fein und geschickt sie ihn auch verbergen mag — daß sie ihre Macht zeigen will, daß sie sich den Beweis für schuldig hält, überall bei noblen Vergnügungen mit den Attributen ihres Reichthums zu erscheinen und Alles zu verdunkeln. Und weil man die Absicht merkt, erreichen sie sie nicht. Seht jene kostbare Equipage an mit den theuersten,

schönsten Pferden — ihr gebt dem Wagen dahinter, wiewohl nicht halb so viel Werth, unwillkürlich den Vorzug; denn der erstere rollt in der Hoffährtigkeit des Geldbewußtseins, der andere in der geglätteten Ruhe der Vornehmheit dahin. Und nun seht euch die Damen in dem Innern an! Kann man eleganter gekleidet sein, hübscher und anmuthiger wie die Tochter des Bankiers K.? Unmöglich! Und doch zieht euch die junge, elegante, aber fast einfach toilettirte Frau viel mehr an, die in dem aristokratischen Wagen sitzt. Ist ihr Geschmack edler, ihre Haltung natürlicher, ihr Gruß, ihr Lächeln, ihr Blick gewinnender — oder liegt es in dem Vorurtheil des Menschen, der, wie grundklarer Demokrat er sich auch zu sein dünkt, doch vor dem Aristokratischen mit der Muttermilch den Respect eingesogen hat und mit feiner Nase mißachtend wittert, was ohne die Natur der Aristokratie doch den Schein des Aristokratischen verbreiten und damit imponiren will?

Zuweilen, an schönen Tagen, wenn viel Wagen und Herren zu Pferde den Korso besuchen, gewinnt derselbe ein lebhafteres und anziehenderes Interesse. In den Fonds der Equipagen liegen halb unter den Wolken ihrer Kleider junge und alte, hübsche, schöne und nichts weniger als schöne Gesichter von Eva's Töchtern, kostbare Bouquets auf ausgeschlagenen Papiertellern vor und hinter sich und kleine Blumensträuße, die galante Herren beim Vorüberfahren hineinbombardirt, in den Händen, bereit, sie nach Laune in einen anderen Schooß zu werfen. Die

Wagen mit Herren haben ganze Körbe mit Bouquets, aus denen auf einzelne der wandelnden Schanzen ein sehr lebhaftes Feuer unterhalten wird. Offiziere zu Pferde und andere Reiter, auch sogenannte Philister, haben auf ihrem Sattelknopf gleichfalls Sträußchen zu 1 und 2 Sgr., mit denen sie den Schooß der Schönheiten bewerfen. Zwischen den Wagen durch, an ihrer Seite, rennen junge und alte Blumenverkäufer beiderlei Geschlechts mit dem Unkenruf: Ein Silbergroschen! Ein Silbergroschen! Es grüßen sich die Bekannten in den aneinander vorüberrollenden Wagen und manche Dame der Demi-monde, mit oder ohne Camelie, entfaltet heimlich das kleine Billet, welches ihr ein leidenschaftlicher Korsar in rother Husarentracht als Enterhaken zugeworfen hat, unbekümmert oder vielleicht recht vergnügt darüber, daß der Blick und das stille Lächeln der einsamen Schönen in der feinen Equipage dem alten abwesenden Herrn, welcher sein Geld bei der jungen Dame angelegt hat, ein derbes X für ein U zu machen verspricht.

Bei den Orchestern schaart sich das gewöhnlich ziemlich mager vertretene Publikum an dem Bindfaden entlang, der die fahrenden und reitenden höheren Klassen von den Paria's des Fußkorso scheidet. Es mahnt im Allgemeinen durch Kleidung, Sprache, Sitten und Gewohnheiten lebhaft an die gebildeteren Stände; kaum daß einige Dienstmänner in ihren Galakostümen, einige ältliche Jungfrauen mit dito Südfrüchten und einige außerhalb des Allerheiligsten harrende Droschkenkutscher das Vorhandensein niedrigerer

Steuerstufen vermuthen lassen. Die durch den symbolischen Bindfaden bedingte Theilnahmlosigkeit des nicht korsofähigen Publikums wird Seitens desselben nicht ungern gewährt; selten ein Lächeln, kein südliches Zujauchzen einer Schönheit, einem herrlichen Gespann, einem eleganten Reiter . . .

„Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.“

Gegen sieben Uhr Abends pflegt sich der Korso zu verlaufen oder richtiger zu verfahren — wie der Rhein, im Sande. Die Straßen nach den Thoren zu bedecken sich mit heimkehrenden Equipagen, die in schnellem Tempo dahinfliegen, sei es nun, daß die Rosse nach dem Stall verlangen, oder daß nach den zwei Stunden Promenade im Schritt die lebhaftere Bewegung Noth thut. Auch sieht es nobler aus, schnell durch die Stadt zu fahren. Da küßt denn der Abendwind leise die luftigen Hüllen der Damen, und manche lehnt träumerisch in der Ecke der Chaise, mit den Gedanken bei dem schmucken Cavalier, der ihr so bezeichnend den Blumenstrauß zugeworfen. Im Thiergarten wird's still; die Bäume schütteln den Staub von ihren Häuptern; die Nachtigallen machen anstatt der Trompeter Concert; der Mond in seiner Halbheit sucht den Schein aufrecht zu erhalten, und die Fußgänger wandeln durch die zwei glänzenden Perlenschnüre sanften Magistratslichts, welche wie von Geisterhand plötzlich entzündet die Chaussee entlang gezaubert sind, in die staubige Heimath zu „Muttern“, oder in einen der Tempel des König Gambrinus.

V.

Aus der Naturgeschichte des Landtags.

Aeußere und innere Physiognomie des Abgeordnetenhauses.

In London gehört das House of Parliament zu den schönsten und größten Palästen der Stadt; stolz und frei, wie Englands Verfassung streckt es sich mit seinen gothischen Thürmen hinter Westminster längs dem Themseufer. In Paris tagt selbst unter Napoleon das Corps législatif in einem Palast, und der glänzende Schein von Freiheit wird durch diesen Bau nicht gestört. Sogar in dem jüngsten Staate, der es mit der Constitution versucht, in Oesterreich, ist für den Reichsrath ein eigenes Palais erbaut worden — leicht und luftig wie zu provisorischer Bestimmung, schnell errichtet und aus fertigen Stücken zusammengesetzt, die über Nacht auch wieder beseitigt werden können. Nur das preußische Abgeordnetenhaus ist hinter der großen Straße inmitten hoher Häusermassen erbaut worden, ein leichtes, gleichfalls wie provisorisch aufgeführtes Gebäude, angeklebt an das ehemalige

Ober=Censurgericht,*) und die Räumlichkeiten des letzteren werden, wie zum grellen Hohn, jetzt als Bureaux und Commissionszimmer der Volksvertretung benutzt. Fast möchte man meinen, in den Gebäuden für die verschiedenen Parlamente sei die Bedeutung und die Stellung derselben im Staate ausgedrückt.

Der preußische Vereinigte Landtag von 1847, dieser erste Versuch einer längst versprochenen und **par la grâce du Roi** gegebenen, zu romantischer Vasallenschaft bestimmten Konstitution, tagte im Weißen Saal des königlichen Schlosses zu Berlin, in königlichen Gemächern, ein Gast des Monarchen. In demselben Raum geht jetzt die Ceremonie der Eröffnung des Landtags durch den König vor. Die preußische Nationalversammlung von 1848 hielt ihre Sitzungen im Concertsaale des Schauspielhauses. Ob man diese erste Versammlung freier Männer eines **quand même** frei gewordenen Volks mit Absicht dorthin verlegt — wer mag es wissen? Aber so viel wissen wir, daß nach ein paar Acten die Komödie zu Ende war.

Nun kam die Zeit Manteuffel's, die neue, nicht entrissene, sondern gegebene Verfassung, die Zweikammer=Constitution. Man führte schnell die Sääle für diese neuen Versammlungen auf, und daß man vorläufig auf keine Ewigkeit für das Recht derselben rechnete, äußerte sich unwillkürlich in dem leichten luf=

*) Das Gebäude war früher das fürstlich Hardenberg'sche Palais, zuletzt wohnte in demselben der Justiz=Minister von Mühler (Vater des jetzigen Kultus=Ministers) und gleichzeitig befand sich in dem zweiten Geschoß das Ober=Censurgericht.

tigen Bau. Die Erste Kammer brannte ab, und daß man sie nun in ein altes aristokratisches Palais der Leipziger Straße verlegte, sie dort behaglich und wohnlich einrichtete, solid fundirte, harmonirte merkwürdiger Weise wieder mit ihrer veränderten Bestimmung. Sie wurde ein Herrenhaus, alle ihre Mitglieder ernannte die Krone.

Das Abgeordnetenhaus, die Zweite Kammer, die Versammlung der vom Volke erwählten Deputirten, behielt seit 1849 ihr leichtes Gebäu, dem man um so mehr solide Theile des alten Censurgerichts annectirte, je mehr das constitutionelle System an Bestand zu gewinnen schien. Wie die octroyirte Verfassung das Recht dieser Versammlung eingeengt und sie möglichst verhindert hatte, unmittelbarer Ausdruck des Volks zu werden, so befand sich auch der Sitzungssaal eingeengt zwischen Hofmauern und war der unmittelbaren Freiheit der Straße entrückt. Manteuffel hoffte durch die Bureaukratie die Constitution in passender Weise zu einem Recht des Volkes zu reformiren, welches diesem möglichst wenig Rechte ließ und möglichst viel Pflichten auferlegte. Und siehe da! als sollte dies auch äußerlich ausgedrückt werden, so war die alte Hexenküche der Preußischen Bureaukratie, das Ober-Censurgericht, zur Front des Abgeordnetenhauses gemacht worden und bildete die eigentlich soliden Theile desselben. Eine Menge anderer Parallelen liegen uns noch im Sinne, aber wir lassen sie fallen, um uns bei Aeußerlichkeiten nicht allzu lange aufzuhalten.

Es läßt sich nach dem Gesagten voraussetzen und

entspricht auch sowohl der parlamentarischen Würde wie dem preußischen Geschmack, daß der Sitzungssaal des „hohen Hauses der Abgeordneten“ einfach gehalten ist. Umringt von Bureaux, der Restauration, dem Lesezimmer und Corridoren, gleicht er etwa einem Römischen Atrium, zum Theil überdeckt mit einem Glasdach. Außerdem werfen noch von zwei Seiten Fenster aus der Höhe Licht in dieses längliche Viereck. Die Wände, sowie der Charakter der Drapirung sind verschossen purpurn gehalten, und der hohe, luftige Bau gewinnt dadurch eine gewisse angenehme Füllung. Während die eine der langen Wände ganz kahl ist und nur, dem Präsidentenstuhle gegenüber, eine Uhr trägt, sind in der Mitte der Höhe der drei übrigen breite Tribünen angebracht, deren Sitzreihen amphitheatralisch emporsteigen. Der untere Raum des Saales ist vornehmlich von den Bänken für die Abgeordneten gefüllt. Sie haben Rohrsitze zum Auf- und Niederklappen und gepolsterte Lehnen mit rothem Tuch bezogen. Vor jedem Sitze, an der Rücklehne der vordern Bank, (wo solche sind), befindet sich eine kleine zierliche Klappe, als Pult zu gebrauchen.

Die Aufstellung dieser Bänke ist nach der parlamentarischen Ordnung erfolgt. Die mittleren sind in die Form eines Hufeisens gebracht worden, welches quer in den Saal gelegt ist. Der Rücken desselben lehnt sich an eine niedrige, längere Estrade, mit einem Gitter umgeben und in der Mitte der tribünenfreien Wand errichtet. Auf dieser Estrade ist die sogenannte Ministerbank. Die beiden Flügel des Huf-

eisens ziehen sich bis mitten in den Saalraum, und alle Sitze desselben bezeichnet man als Centrum, die Flügel speziell noch als rechtes und linkes Centrum.

Quer vor der offenen Seite dieses Hufeisens, in der Mitte der langen Wand und unter der Journalistentribüne ist das Präsidialbureau auf einer höchsten Estrade. Den obersten Platz nimmt der Präsident ein; ihm zu beiden Seiten sitzen die vier Abgeordneten, welche das Protokoll führen und die übrigen Bureaugeschäfte zu besorgen haben. Vor dieser Estrade, in der Mitte des Saalraumes, befindet sich die Rednertribüne und vor dieser wieder der Tisch für die Stenographen. Um die Klagen der Journalisten, welche in ihrer Loge die Redner nicht gut verstehen konnten, verstummen zu machen, stellte man noch eine zweite Trlbüne neben den Ministertisch. Schon einmal, vor mehreren Jahren, hatte sie dort ihren Platz gehabt; aber nachdem der erste Redner, der sie betrat, vom Schlag getroffen, todt an ihren Stufen zusammensank, brachte man sie wieder an ihre alte Stelle. Merkwürdiger Weise bestieg sie nach ihrer zweiten Umstellung kein Redner mehr, denn das Abgeordnetenhaus wurde in der Sitzung aufgelöst, in welcher sie zum ersten Mal wieder neben dem Ministertisch stand. Der Platz schien sonach ominös für die Versammlung zu sein und er ist seitdem wieder ohne Tribüne geblieben.

Zu beiden Seiten des hufeisenförmigen Mittelraumes, mit der Front sich gegenüber, stehen die übrigen Bänke, sie sind kurz, meist zu fünf Plätzen,

und durch drei die Länge durchschneidende Gänge wie in Treffen aufgestellt. Nur an der Wand gegenüber dem Präsidenten und rechts und links vom Ministertische sind mehrere Bänke der Länge nach postirt und je zu zwölf bis fünfzehn Sitzen eingerichtet. Die ganze Seite rechts vom Präsidenten heißt die Rechte, die links von demselben die Linke; als ihre äußersten Enden versteht man die zunächst dem Präsidialbureau.

Die Ankunft der Abgeordneten.

Kaum ist der Wirrwarr der weihnachtlichen Festwoche glücklich vorüber und die Neujahrsrechnungen sind gezahlt, so pflegt der Sinn auf das ernste Geschäft der Politik und besonders der parlamenturischen Unterhaltung gelenkt zu werden. Im Allgemeinen beginnt im Anfang des neuen Jahres überall in der constitutionellen Welt Europa's auch die parlamentarische Saison, oder sie geht doch ihrem Höhepunkt entgegen. Wie die Römer zu gewissen Zeiten ihre Fechter- und Ringerspiele, die Griechen ihre olympischen Feste, die alten republikanischen Florentiner ihre Redekämpfe besaßen, so haben wir constitutionelle Wesen unsere parlamentarischen Turniere, welche mit Saison machen müssen. Es ist dies um so mehr ein wirklich culturhistorisches Moment, als in diesen regelmäßig wiederkehrenden Jahresfesten sich der Charakter der Zeit und der Civilisation kennzeichnet. Im Alterthum verband die gebildetsten Völker die Mythologie,

im Mittelalter das Christenthum, in der Gegenwart der Parlamentarismus. Man kann ohne ihn nicht mehr leben, schon weil man sonst dem Bedürfniß des Raisonnirens nicht nach Gebühr Genüge thun könnte; die reactionärsten Minister können des Parlamentarismus nicht entbehren; ohne ihn legten sie vor Langeweile ihre Aemter nieder. Existirte er nicht schon, sie würden ihn erfinden und als ihre Erfindung wahrscheinlich freigebiger mit Wahrheit und mit Rechten ausstatten, als sie ihn jetzt, in der Eigenschaft einer vorgefundenen Thatsache, dulden wollen. Da er nicht ihre Schöpfung ist, bekämpfen sie ihn; da er eine Wahrheit sein soll, wollen sie ihn zum Schein machen; so ist es ihnen als Regierungsweisheit gelehrt worden.

Der Staat Preußen, als ein vielgerühmter Staat der Civilisation, trotz seiner Nachbarschaft an Mecklenburg, hat sich seinerseits wohl oder übel der Anforderung der modernen Civilisation fügen müssen, schon damit seine vielen Feinde und Neider nicht höhnisch die Wahrheit seines behaupteten civilisirten Daseins bezweifeln. So leid es seinen Ministern thut, dem Parlamentarismus Tribut zollen zu müssen, sie nehmen aus preußischem Ehrgeiz doch diese bittere Pille hin und fühlen sich gehobener, mit einem zu gebildeten Volke sich abzuärgern, als auf dem Standpunkt einer päpstlichen Encyklica zu stehen. Länger als bis Neujahr halten sie es bei den tapfersten Vorsätzen nicht aus; alsdann senden sie die Einladungskarte an die preußischen Weisen beider Häuser, um mit ihnen Rath bei offenen Thüren zu pflegen. Es verlangt

ihre muthige Natur nach Kampf; sie wollen das „Düppel im Innern“ nicht blos als Abstractum, sondern als Wirklichkeit vor sich haben; sie wollen im Feuer stehen und ihr Bedürfniß nach Streit befriedigen. Wird's ihnen zu arg, kommen sie in Nöthen — nun dann ziehen sie den Vorhang zu und schicken die Abgeordneten nach Hause.

Aber zunächst wollen sie sie haben und rufen sie. Ein paar hundert Männer verlassen ihren häuslichen Herd und die lieben Weiber und Kinder, um in der Hauptstadt zu turnieren. Im Anfang dieser neuen Sitte des parlamentarischen Kampfspiels waren die Frauen trostlos genug, sich auf Monate von ihren Gatten trennen zu müssen und sie allen Verführungen der großen Stadt ohne Minerva's Schutz ausgesetzt zu wissen. Sie zogen deshalb oftmals mit in die Session und gehörten zum parlamentarischen Train; daß sie überhaupt den Parlamentarismus haßten, war verzeihlich, denn er nahm ihren Mann zu viel in Beschlag. Sie waren daher die kräftigsten Stützen der Reaction und schlossen Manteuffel in ihr Herz, als er dem langen Parlament von 1848 den Garaus machte. Die Frauen des Vormärz waren noch nicht darauf eingerichtet, monatelang für die Gesetzgebung und für die Peinigung von Ministern zu entbehren. Mit dem inzwischen herangewachsenen Geschlecht ist es aber anders; es hat seine höhere Ausbildung unter constitutionellem Regime erhalten und ist durch die freie Zeitungslectüre, die vielfach für sie zugerichtet wird, ebenfalls zu gebildet geworden. Heirathet ein Mädchen

jetzt, so hat die Möglichkeit, den künftigen Gatten als Abgeordneten nach Berlin wandern zu sehen, nichts Schreckliches für dasselbe, und es weiß die mißtrauische Schwiegermutter zu beruhigen. Eine junge Frau preußischen Blutes ist heut sehr constitutionell, oft sogar sehr demokratisch; ist sie nicht selbst einem Minister angetraut, so hat sie nichts lieber, als daß der Minister von ihrem Abgeordneten-Gemahl geärgert werde. Wie die Weiber auf Inseln und an Meeresküsten, welche nicht zittern, wenn sie ihre Männer das Boot besteigen sehen, um tagelang beim Fischfang mit Stürmen und Wogen zu kämpfen, so haben sich auch die preußischen constitutionellen Festlandsfrauen, wenn sie ihrem angetrauten Abgeordneten den Koffer für die Saison packen, auf Alles gefaßt gemacht, und diese weibliche Erstarkung ist gewiß nicht der kleinste Segen unsers modernen Parlamentarismus.

Wie man nach Tagen der Dürre sich nach einem Regen sehnt, so sehnsüchtig pflegt man in den letzten Jahren die Eröffnung des Landtages zu erwarten. Der Moment vor seinem Zusammentritt hat etwas Mystisches; es ist, als stehe man wieder vor dem Thore der Zukunft, die schwarz wie die Nacht sich ausbreitet.

Nun aber kommen die Erleuchteten der Nation, die ehrwürdigen Väter mit manch' hell schimmerndem Schädel und mit den Laternen ihrer Weisheit. Wandert man durch die parlamentarische Region der Hauptstadt, so begegnet Einem schon manches der bekannten Gesichter, diese und jene catilinarische Existenz, mit sich umhertragend ein Stück Geheimniß der Zukunft. Die

Deputirten der französischen Nationalversammlung von 1848 trugen als Zeichen ihrer Würde ein rothes Bändchen im Knopfloch; man konnte sie daran erkennen, promenirten sie nun auf den Boulevards, oder speisten sie bei Very, oder saßen sie im Theater. Leider haben die ehrwürdigen Väter unseres Volkes sich keinerlei äußerer Abzeichen zu erfreuen, und an Vielen geht man vorüber, ohne zu ahnen, daß ein 350stel der Nation unsern Rockärmel gestreift. Keine Bassermannschen Gestalten sind's mehr, keine jener frappanten Zeitgesichter, wie sie große Ereignisse über Nacht fix und fertig auf die Straße setzen. So ist es denn fast unmöglich, daß ein gequältes Urwählerherz in die Lage kommen kann, den Erwählten der Nation auf offener Straße zu fragen:

„Herr, was kommt nun? Wie denken Sie über Rußland?"

Die Ereignisse der letzten Jahre und das Geheimnißvolle, was in ihnen mitspielt, hat den Abgeordneten mehr und mehr mit einem prophetischen Nimbus umhüllt. Sie erscheinen wie angestellte Priester beim Delphi'schen Orakel, aber wenn sie der profanen Neugier die Zukunft weissagen, so sind auch sie klug genug, es in der verzweiflungsvollsten Unbestimmtheit zu thun.

Zunächst ist der Abgeordnete auch in vollem Recht, in aller Bescheidenheit den großen Tag der Auferstehung der Kammer abzuwarten. Bis dahin ist er ein Mensch, von allerhand kleinen Sorgen des Lebens geplagt, nicht aufgelegt, den Ernst seiner Mission zur Geltung zu bringen. Frostig ist er von der langen

Eisenbahnreise hier angekommen, noch ergriffen und von Sorgen gedrückt über den Abschied von Muttern und den Würmern des Hauses. Er hatte nicht Zeit genug gehabt, sein Geschäft für eine lange Abwesenheit zu ordnen; er hat über die Stellvertretungskosten seine Scrupel; er weiß nicht, wann er wieder an den häuslichen Herd kehrt, ob er im Kreise der Seinen von seinen Strapazen ausruhen wird, oder — eine Martinsgänsehaut überkommt ihn — ob er in dem schon angedrohten „Zellenwagen" zum Studium des pensylvanischen Systems nach Moabit geführt wird. Ach, der Dienst für das Vaterland ist schwer und gefahrvoll! Leicht kommt man von oben nach unten und sieht die Lorbeerblätter auf der Stirn sich in Dornen oder gar in Kainszeichen verwandeln. Und in solche Gefahren muß man sich opfermuthig für 3 Thaler Diäten stürzen!

Kaum hat der Vertreter der Nation den Bahnhof verlassen, so beginnt seine erste hauptstädtische Plage. Am Thore hält der Steuerbeamte die Droschke an und mit einem verdächtigen Blick auf die Koffer des Reisenden, vielleicht auch dessen fortschrittliche oder gar demokratische, daher verbrecherische Natur mit feiner Unterofficiernase witternd, fragt er, seinen Spieß emporhebend:

„Steuerbares?"

Der Abgeordnete wirft einen Blick auf seine Habe, weiß, daß seine Person nicht mahl- noch schlachtsteuerpflichtig ist und antwortet mit einem lauten „Nein", ein gewohntes Wort, wenn die Regierung etwas haben

will, und leicht und glatt fällt es von seinen Lippen. Der Beamte will sich aber überzeugen; er läßt den verdrossenen Reisenden die Koffer öffnen, und siehe! gleich oben auf im ersten liegt, ihres Schicksals unbewußt, in der Zeitung seiner Heimath gewickelt, eine respectable Cervelatwurst, welche Mutter in weiser Vorsorge ihrem gewählten Gatten zu den Hemden gelegt.

„Aha!“ ruft triumphirend der grüne Mann und erfaßt das fleischige Verbrechen.

Verdutzt, vor Schrecken stumm, sieht der Abgeordnete auf die Nemesis vor sich; kaum vermag er zu stammeln:

„Ich bin Abgeordneter, hier meine Karte — ich habe nicht gewußt ...“

„Ganz gleich, die Wurst wird confiscirt und Sie müssen die Steuerstrafe bezahlen.“

Er bezahlt sie und gehört fortan zu den erbittertsten Gegnern der Mahl- und Schlachtsteuer.

Vor dem Gasthof ladet man ihn ab; er wird logirt, er reinigt sich. Dann macht er seinen Gang nach dem Dönhofsplatz, meldet sich im Büreau, hört, wer von seinen alten Freunden und Collegen schon angekommen ist, und steigt dann in den Saal hinunter, um seine Visitenkarte an die Lehne seines Sitzes anzuheften. Es verdrießt ihn, daß sein alter Platz bereits einen neuen Inhaber hat und keiner mehr inmitten seiner Bekannten frei ist. Am Nachmittag hat er dann mehrere Besorgungen für seine Ehehälfte auszurichten und am Abend geht er in die Restauration, wo sich sonst seine Collegen zu versammeln pflegten.

Andern Tages stört ihn der Barbier im besten Schlafe; er verschwindet zwar gleich, als er aus dem Deckbett einen tüchtigen Vollbart herausragen sieht, aber der Schlaf ist weg und der Abgeordnete muß aufstehen. Seine Tagesordnung ist heute, sich eine chambre garni zu miethen. Aufmerksam sieht man ihn nach den Miethszetteln an Thüren und Fenstern umschauen; er geht in dieses und jenes Haus und kommt bald wieder heraus. Seine Diäten bleiben auch bei den theuren Fleischpreisen immer dieselben; aber die möblirten Zimmer des parlamentarischen Viertels sind mit immer parlamentarischeren Preisen ausgezeichnet. Die Race der Vermiether ist so politisch gebildet, daß sie recht wohl den Beginn des Landtags in ihre Berechnungen zieht und womöglich um diese Zeit ihre Zimmer leer zu machen weiß. Sie hält dann die Saisonpreise fest, und der Abgeordnete, welcher die Session als eine Zeit der ihm wohlthätigen Entbehrung und Abhärtung betrachtet, zieht sich allmälig in ein entfernteres Stadtviertel, wo er endlich für einen anständigen Miethszins ein Zimmer findet, welches der republikanischen Einfachheit eines preußischen Abgeordneten vollauf genügt. Er läßt sofort seinen Koffer hinbringen, kleidet sich um, und in seliger Erinnerung früherer Studiosenzeit wirft er in jede Ecke einen Stiefel und läßt sie zum Zeichen seiner Freiheit daliegen. Die Wirthin aber rennt zu ihrer Nachbarin und theilt ihr mit Entzücken mit, daß ihr das Haupt eines Abgeordneten im Vertrauen Eberhard des Greiners übergeben worden.

Hinter den Coulissen.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen! Von dieser Wahrheit kann man sich in allen Lagen des Lebens überzeugen. In parlamentarischen Angelegenheiten denken wir viel zu ernst und groß, als daß wir nicht, ganz jenem tiefsinnigen Spruch entgegen, kleine Wirkungen auf sehr große Ursachen zurückzuführen suchten und an aller parlamentarischen Decoration und an Allem, was mit seiner kleinlichen Prosa der Idealität landtäglicher Thätigkeit Abbruch thut, nicht vornehm-stolz vorübergehen sollten. Aber wie ein erfahrener Hausvater sich beim Miethen einer neuen Wohnung mit allen kleinen Nebenumständen derselben bekannt macht und auf Reisen die Localitäten des Gasthofes vor Schlafengehen einer sorgfältigen Prüfung unterzieht, so haben wir durch die Masse von Kammern, Häusern, Landtagen, Ständen und Reichsräthen, die wir seit dem Anbruch der eigentlichen constitutionellen Aera kennen lernten, eine gewisse Vorliebe für alle dem Parlamentarismus annexirte Alltagsbedürfnisse aufgenährt, da die Erfahrung uns belehrt hat, daß diese mit so viel Vornehmheit übersehenen „kleinen Ursachen" oft genug recht „große Wirkungen" hervorbringen.

Der Sitzungssaal, wo Alles streng parlamentarischen Regeln unterworfen ist, läßt nur das Bild künstlicher Anordnung und Bewegung aufnehmen; aber es giebt außer diesem großen Salon noch anstoßende Localitäten, eine Art von Familiengemächern, in denen der Abgeordnete als absoluter Mensch und in all seiner an-

gebornen Natürlichkeit erscheint. Dazu gehört vor Allem das Lesezimmer.

Rechts von der kleinen Vorhalle des Sitzungssaales, im ersten Geschoß eines Seitengebäudes, hat man einen kleinen schmalen Saal dazu bestimmt, die Abgeordneten zum Studium der Journale einzuladen. Bei der puritanischen Einfachheit, welche dem Parlamentarismus geziemt, findet sich kein besonderer Schmuck in dieser Localität. Außer einer kleinen Lithographie, welche den Minister Freiherr vom Stein, „der echten Deutschen Edelstein", darstellt, hängen an den Wänden nur noch ein paar Pappen mit postalischen und Eisenbahn-Nachrichten, einige Adressen sich empfehlender Geschäftsleute, eine Tabelle der verschiedenen Commissionen, auf welcher jeden Tag die angesetzte Sitzungszeit vermerkt wird, eine Holztafel zum Anschreiben geschäftlicher Mittheilungen, eine Speisekarte des Restaurateurs und eine Bitte des Büreaus an die Abgeordneten, den Eifer der Lectüre nicht so weit zu treiben, einzelne Zeitungen aus dem Zimmer mitzunehmen. Einige Tische, an den Wänden Bänke, mehrere Stühle — damit ist die Skizze dieses Gemaches vollendet.

Ausschließlich sind es Zeitungen, welche hier aufgelegt sind. Sie liegen sämmtlich eingespannt oder geheftet in blauen Mappen mit großer Aufschrift auf den Tischen oder in den Fächern des Zeitungsregals in der einen Ecke des Zimmers. Wiewohl unsere Conditoren, als wichtige Nährväter der deutschen Literatur in Berlin, im Laufe der Zeit stattliche Lesehallen errichtet haben, so genügt doch ein Blick auf die Menge der im

erwähnten Zimmer des Abgeordnetenhauses aufgelegten Journale, um diese Lesehalle als eine weit reichhaltigere zu erkennen, wenigstens was vaterländische Production anbetrifft. Kaum eine der Provinzial-Zeitungen dürfte hier vermißt werden; die großen und kleinen Berliner Journale befinden sich natürlich sämmtlich und öfter in mehreren Exemplaren hier. Eine Revue dieses Regiments von preußischen Preßerscheinungen aller Farben nöthigt unwillkürlich Respect vor der journalistischen Arbeit unseres Landes ab, welche tagtäglich Millionen von Lesern mit den frischen Pasteten der Politik versorgt. Auch die primitiven Erscheinungen der Presse, die geschriebenen Zeitungen à la Fugger in Augsburg, sind hier vertreten. Wir meinen damit die lithographirten oder metallographirten Parlamentscorrespondenzen, welche den Privatpersonen meist völlig unbekannt, und vervielfältigten, theuer bezahlten Briefen gleich zu achten sind. Dagegen ist die Presse des Auslandes nur sehr spärlich vertreten; österreichische und englische Journale fehlen fast gänzlich, von französischen sind nur die „Indépendance“ und der „Nord“ vorhanden. Ebenso groß wie an fremden Zeitungen ist auch der Mangel an Zeitschriften, deren eingehendere Besprechungen politischer Fragen gleichwohl vielen Abgeordneten angenehm zu lesen wären.

Wenn man indessen bedenkt, daß dieser große Journalcirkel fast gänzlich aus freiwilligen Beiträgen errichtet ist und unterhalten wird, so wird der viele Ueberfluß an unwichtigen und der große Mangel an wichtigen Zeitungen erklärlich. Diejenigen Zeitungen,

welche Berichterstatter auf die Journalisten-Tribüne senden, um dem Lande Mittheilungen darüber zu machen, womit sich die Abgeordneten desselben beschäftigen und was sie sagen, haben für die Gunst eines Platzes auf der erwähnten Tribüne ein Exemplar an das Abgeordnetenhaus zu liefern, und machen sie auf die Druckschriften Anspruch, um nach denselben die Gesetzesvorlagen einer öffentlichen Besprechung Preis zu geben, so sind sie zur Einsendung von zwei Exemplaren verpflichtet. Immerhin, wenn auch den Besitzern inländischer Zeitungen an dieser Abgabe einiger Exemplare nichts gelegen sein mag, ja es ihnen nur angenehm sein wird, ihre Organe den Augen der Deputirten unterbreitet zu wissen, läßt sich gegen diese Bestimmung, diese conditio sine qua non, viel einwenden. Durch diese Contribution wird das Lesezimmer mit Journalen versehen. Aber der weitere Umstand, daß nur mindestens sechsmal in der Woche erscheinende, politische Zeitungen die Vergünstigung beanspruchen können, für ihre Berichterstatter Plätze auf der Journalisten-Tribüne — wo man, nebenbei gesagt, sehr schlecht hört — zu erhalten, läßt auch die wünschenswerthe Einlieferung von Zeitschriften ungeschehen. Daß von Seiten des Abgeordnetenhauses aus eigenen Mitteln nur auf ein paar Journale abonnirt wird, kann man bei dem Mangel ausländischer im Lesezimmer wohl voraussetzen.

Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß vor Allem einem Abgeordneten daran liegen muß, zu wissen, was das Vaterland über ihn und über die Situationen, die er mit machen hift, denkt; aber schaden würde es

sicherlich nicht, wenn er sich auch, ohne bei Stehely oder Spargnapani zu gehen,. über die Ansichten des Auslandes an den Quellen unterrichten könnte. Zuweilen kann es von dem größten Nutzen für das Vaterland sein, wenn er dies thut. Er liest die Berichte der auswärtigen Parlamentsverhandlungen und vergleicht damit eben schwebende oder kommende, in denen er mitsprechen will oder muß. Ein großer Gedanke kann ihn überfallen, wenn er vor Antritt seiner angesagten Rede in stiller Aufregung den Sitzungssaal verläßt und im Lesezimmer Abkühlung oder Beschwichtigung noch vorhandener Zweifel sucht.

Uebrigens ist das Lesezimmer am meisten während der Sitzungen bevölkert, da es von vielen Abgeordneten als eine Zufluchtsstätte gegen Langeweile betrachtet wird. Auch ziehen sich hierin bei nothwendigen Transactionen und Compromissen vor entscheidenden Abstimmungen ein paar Führer zurück, um zu unterhandeln. Jedenfalls ist an Sitzungstagen das Leben hier bunter, lärmender, und steht in keinem Vergleich mit der andächtigen Ruhe außerparlamentarischer Tage und Stunden, die alsdann einen eifrig lesenden Kreis oder einen einsamen Zeitungstiger umgiebt.

Es war unstreitig ein von großer Weisheit eingegebener Gedanke, neben dieser Trinkhalle geistiger Natur einen Raum anzulegen, in dem hauptsächlich die Befriedigung des Magens absolvirt wird. Unsere Generation hat einmal für die Vereinigung der Idee mit der Materie viel Vorliebe, und da selbst der ideenreichste Mensch Augenblicke hat, in denen all sein Witz von

der Ruhe seines Magens abhängt, so ist die Anlage der Restauration zwischen dem Sitzungssaal und dem Lesezimmer eine ebenso gerechtfertigte wie wohlthätige. Die Anlage der gesammten Localität zeugt sogar von philosophischer Bildung; wie der höchste Genuß dadurch erzielt wird, daß man von der Arbeit zum Essen und vom Essen zu geistiger Erholung übergeht, so gelangt man im Abgeordnetenhause aus dem Sitzungssaal in die Restauration, aus der Restauration in das Lesezimmer.

Der Name „Restauration", ein Berliner Specificum, ist in der That ein sehr glücklich gewählter für ein Local, in dem der Mensch sich nach erlittenem Schaden am Magen „wiederherstellen" kann. Man muß gestehen, daß gegen alle möglichen Calamitäten solcher Art, welche einem Abgeordneten zustoßen können, in der parlamentarischen Restauration auf's sorgfältigste Bedacht genommen ist. Für den Fall ist gesorgt, daß wegen Hungers oder Durstes in der Ausübung parlamentarischer Pflichten Niemand gehindert werde. In der Mitte des winkligen Locals ist ein stattliches Büffet errichtet, dessen hintere Decoration in zierlichen Caraffons alle Farben edler Liqueure beim Schein der hier stets brennenden Gasflammen funkeln läßt. Die bekannten, einladend hergerichteten Schinken-, Sardellen-, Wurst- und Käsebrode schmücken die Platte des Büffets. Am Wiener Reichsraths-Büffet führt, der österreichischen Sitte gemäß, eine Dame das Regiment über die Compagnien der Butterbrode und über die Schwadronen der Liqueure und Weine. Boshafte

Menschen haben behauptet, daß die Liebenswürdigkeit und Jugend dieses weiblichen Ganymed nicht allein dies Büffet zu einem beliebten Aufenthalt der Abgeordneten machte, sondern daß auch viele derselben anstatt restaurirt, ziemlich revolutionirt in der Herzgegend diese Stätte verließen. Eine solche Gefahr ist in der Restauration unseres Abgeordnetenhauses nicht geschaffen worden; ein diensttthuender Kellner concentrirt alle Aufmerksamkeit nur auf den Magen des Deputirten. Erst in den letzten Jahren hat sich auch hier eine junge Hebe hinter das Büffet postirt, wohl geeignet, mit ihrem brennenden Blick die nordischen Naturen unserer Deputirten durstig zu machen.

Während der Sitzungen wird in diesen Räumen von vielen Abgeordneten der Lehrsatz der Salernitanischen Schule befolgt: Wenig essen, aber oft! Bei Namensaufruf, Abstimmungen oder langen Expectorationen eines Redners, dessen Gedanken man in den Berichten der Sitzungen andächtiger zu prüfen wünscht, füllt sich dieses Zimmer. Der Eine zieht sich in den Hintergrund zurück, um sich mit einem Beefsteak oder Cotelet zu beschäftigen; ein Anderer legt sich das Amendement eines Bratenbrodes zu, ein Dritter fügt demselben noch das Alinea eines erfrischenden Getränkes bei. Man spricht zusammen, man schlürft die Narkose der Cigarre, man debattirt und der Kellner trägt dazwischen die Schüsseln mit warmen Speisen hastig zu den gedeckten Tischen des Hintergrundes. Unwillkürlich mahnt dies Summen und Schwirren, dies Laufen und Stehen, dies eifrige Essen und Trinken an die Restau-

ration einer Eisenbahnstation .... Jetzt tönt die Glocke! Noch einen Bissen, einen Schluck, einen tiefen Zug aus der Cigarre, die dann in einer Ecke ihr Leben verglimmt — die Restauration ist leer und still und die Plätze im Saale sind besetzt.

Auf der Tribüne.

Unter den vielerlei Veränderungen, welche in Folge des großen Umschwunges und Aufschwunges des Volksgeistes mit dem einst so schlimm angeschriebenen Berliner vorgegangen sind, gehört namentlich seine constitutionelle Ausbildung und parlamentarische Erziehung. Der Berliner hat den Witz, der ihn berüchtigt und gefürchtet im Vormärz gemacht, verloren. Dagegen hat der Berliner mehr und mehr den eleganten, satyrischen Charakter angenommen, mit dem sich ein constitutionelles Regime, wie das unsrige, ertragen läßt, ja wie ihn ein solches erzeugt. Daher liegt auch ein tiefer Sinn in der bekannten Aeußerung unseres cavalieren Premiers, der seine sämmtlichen Pariser Bonmots brühwarm am zweiten Tage seines staatsretterischen Daseins auftischte, daß nämlich das Volk bei uns zu gebildet sei, um die Verfassung ertragen zu können. Weshalb man die Verfassung unter Herrn von Bismarcks Anleitung und bei Mitwirkung unserer lieben Junker vielleicht für das gebildete Volk erträglicher machen wird. Um jedoch auf den parlamentarisch gesitteten Berliner zurückzukommen, so führen

wir als ein Symptom seines höhern Standpunkts den energischen Besuch der Kammerverhandlungen an.

Bei dem gesunden Geschmack, den man im Allgemeinen den Berlinern einräumen muß, ist es kein Wunder, daß sie dem Herrenhause nur sehr untergeordnete Beachtung zollen. Es müssen geradezu daselbst große Extravorstellungen stattfinden, um den neugierigsten Theil des parlamentarischen Berlinerthums dahin zu locken, in der vorherrschenden Absicht, auch einmal die Species uckermärkischer Granden, wie Graf Arnim, oder echten Junkerthums, wie Waldaw-Steinhövel, oder den zorngeschwollenen feudalen v. Kleist-Retzow in ihrem Urzustande kennen zu lernen.

Der allgemeine Zug der Geister richtet sich dagegen in rührender Beständigkeit nach dem Abgeordnetenhause. Bei den langweiligsten Petitionsberathungen findet man die Tribünen dieses Hauses immer noch stark besetzt und an den meisten Sitzungstagen sind diese geweihten Räume überfüllt. Fünf, sechs Stunden lang, in einer mehr als angenehmen Temperatur, hält das parlamentarisch gebildete Berlin hier aus; stundenlang stehen Damen in Crinolinen und Männer mit neuen Cylindern eng zusammengepreßt an der Wand. Unter den männlichen Besuchern kann man bereits die Vertreter einer neuen Gattung von Berlinern kennen lernen, die man die der parlamentarischen Bummler oder Flaneurs nennen könnte. Ein solcher ist gewöhnlich ein Mann in besten Jahren, etwas gut genährt, fast elegant gekleidet, Junggeselle und bis zum Abend in ernster Stimmung. Er hat

sein bischen Vermögen und lebt behaglich, liebt die Belehrung in unterhaltender Form und schätzt alle Unterhaltungen, die auch mit den Sinnen zu fassen sind. Morgens trinkt er um acht Uhr guten Kaffee, dann toilettirt er bis neun; ist Sitzung, stellt er sich pünktlich dazu ein; ist keine, geht er in ein Lesecabinet. Hat er bis Mittag Politik getrieben, dann erholt er sich in seinem Kaffeehaus und Abends geht er in's Theater. Er kennt Alles, was sich auf Politik, Parlamente, Kaffeehausleben und Theater bezieht. Die Mehrzahl des Publikums auf den Tribünen besteht indeß aus Jenen, die einmal einen Vormittag opfern, um eine parlamentarische Verhandlung kennen zu lernen, oder ihrem Bedürfniß nach diesem dramatischen Genuß Genüge zu thun. Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses bilden in Berlin die Theatervorstellung bei Tage. Auch versäumen wenig Fremde, welche vom Auslande oder aus der Provinz nach Berlin kommen, die Gelegenheit, das Volk sprechen zu hören. Namentlich die Damen entwickeln neuerdings eine Liebhaberei für den Parlamentarismus, der für das kommende Geschlecht zu den besten Hoffnungen berechtigt. Da jede anständige Dame in dem großstädtischen Berlin sich nur noch mit der obern Verwaltung ihres Hauswesens beschäftigt und die Küche ihrem dienenden Geist anvertraut, so vermag sie leicht dem Parlamentarismus ein paar Stunden zu widmen, um zugleich den höhern Haushalt kennen zu lernen. Bräutigams führen ihre Braut hierher, junge Ehemänner ihr liebes Weibchen. Eine völlige Parlamentstoilette ist

schon entstanden: ein dunkler Rock, eine leichte Blouse und Herrenhut mit Feder.

Das Erste, womit sich die Mehrzahl beschäftigt, ist, die parlamentarische Topographie zu studiren, sich zu unterrichten, was rechts und was links ist, wo der Präsident und die Stenographen sitzen, wo die Minister Platz haben, und für wen die verschiedenen Tribünen bestimmt sind. Ein lithographirter Plan, den man beim Tribünenwächter kaufen kann, dient dazu als Leitfaden. Dann, wenn sich der Saal gefüllt hat, tritt das Verlangen nach der persönlichen Bekanntschaft der vornehmsten Abgeordneten hervor. Da reicht nun bald der Plan nicht mehr aus, weil die Matadore der Versammlung, von lebhaftem Blute getrieben, selten im Anfang der Sitzung auf ihren Plätzen sind. Ein liebenswürdiger Nachbar, der zum Geschlecht der parlamentarischen Flaneurs gehört, macht sich alsdann interessant; er belehrt die Dame gern, namentlich wenn sie allein ist, was überwiegend der Fall, und Jugend und etwas Schönheit besitzt, was sich nicht minder häufig findet. Parlamentarische Damen sind selten häßlich.

„Dieser Herr da mit dem lächelnden Gesicht, Hände in den Hosentaschen, und mitten in einer Gruppe aufmerksam zuhörend, das ist Graf Schwerin."

„Ah!" sagt die Dame und richtet durch die Opernkanone ihre lebhaften Augen auf den gefallenen Minister der neuen Aera.

„Da drüben ist Herr von Carlowitz, neben ihm Bockum-Dolffs . . . sehen Sie, mein Fräulein?"

„Ja, ja!"

„Der da, mit dem dicken Bauch und dem weißen Albabart ist Schultze-Delitzsch; jetzt spricht er mit einem kleinen Herrn, es ist Virchow! Der große athletische Mann hinter ihnen ist Herr von Hoverbeck; er drückt gerade Forkenbeck die Hand . . ."

Die Dame ist entzückt; sie kennt alle diese Namen, denn sie liest jeden Sitzungsbericht und hat eine vollständige Kenntniß der politischen Fragen. Der Flaneur unterhält sich mit ihr auf's angelegentlichste, obgleich er hört, daß sie verheirathet ist und ihr Mann um zwölf Uhr nachkommen wird.

„Da, da kommt eben Waldeck, der hagere Herr mit dem weißen Haupt."

„Ah!"

„Er spricht jetzt mit Taddel und Heidenreich."

„Heidenreich?" fragt die Dame erstaunt. „Den Namen habe ich noch nie gehört."

„Wie, Sie kennen Heidenreich nicht?"

„Nein. Was ist er denn? Gehört er zur Fortschrittspartei?"

„Er ist Oberamtmann und muß zur Fortschrittspartei gehören. Aber daß Sie nie von ihm gehört haben! Er ist der bekannteste aller Abgeordneten, dieser Herr Heidenreich. Viele sind ihm zu Dank verpflichtet, Viele haben sich über ihn schon furchtbar geärgert, und jedesmal, wenn sein Name genannt wird, vereinigt doch Alle ein herzliches Gelächter. Der Mann ist die zäheste Natur der Partei; er hat seinen Antheil fast an allen Beschlüssen des Hauses — wie,

jeder Abgeordnete kennt und fürchtet oder verehrt Heidenreich, und Sie haben nicht einmal seinen Namen gehört?"

Die junge Dame fühlt sich beschämt, denn sie hat wirklich nie den Namen Heidenreich gehört und bildete sich doch viel auf ihre Kenntniß der parlamentarischen Größen ein. „Aber," fragt sie gleichwohl, „worüber hat er denn gesprochen? Welche Anträge hat denn Herr Heidenreich gestellt?"

„Herr Heidenreich hat nie eine Rede gehalten, aber desto mehr Anträge gestellt. Gewöhnlich ist er es, der den Schluß der Discussion beantragt, was er im Laufe der Saison mindestens seine hundert Mal thut. Für dieses wichtige Geschäft hat er sich auserkoren; er hat sein Mandat, um dafür zu sorgen, daß die Debatten nicht zu lange dauern. Begreifen Sie nun die Wichtigkeit dieses Herrn Heidenreich?"

Bei interessanten Debatten ist das Tribünenpublikum der wahre Barometer der öffentlichen Meinung. Unter dem Einfluß von gewissen Rednern beginnt es Langeweile zu haben; die Einzelnen unterhalten sich; abgespannt sieht Der und Jener in den Saal; Mancher nickt auch wohl ein wenig ein. Aber wenn einer der populairen Redner auftritt, dann setzen sich Alle gespannt zurecht und horchen auf. Die Augen leuchten; und unwillkürlich malt sich Befriedigung und Freude auf den Gesichtern, wenn die Rede, wie gewöhnlich in den letzten Sessionen, den stummen Ministern nicht gefällt. Mehr und mehr wird das Publikum dann erregt. Man hört Ausrufe der Lust und

der prickelnden Schadenfreude. „Der spricht schön!“ heißt's hier. „Der sagt's ihnen aber gründlich!“ heißt's da. „Tausend!“ — „Famos!“ — „Potz Sapperment!“ platzt es rechts und links heraus. Und wenn unten im Saale donnernde Bravos die Rede unterbrechen, dann können auch Viele auf den Tribünen nicht an sich halten und donnern mit, ohne daß es der Präsident im allgemeinen Chor bemerkt.

Vom Herrenhause.

Alltäglich bin ich genöthigt, entweder zu Fuß oder für einen Silbergroschen zu Omnibus die Leipzigerstraße zu passiren, unstreitig eine der schönsten und auch lebhaftesten Berlins. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß ich die Sehenswürdigkeiten dieser Straße allmälig in Augenschein genommen habe, und wiewohl Neugierde oder Wißbegierde für gewisse Einrichtungen unseres constitutionellen Staats mir etwas fremd ist, so hat eine gewisse politische Zärtlichkeit mich dennoch veranlaßt, dem Hause Nr. 3. in besagter Straße mein Interesse zu widmen. Jedermann, der sich für die preußische Verfassung interessirt, muß wissen, daß dies Gebäude Nr. 3. das sogenannte Herrenhaus ist, die frühere Erste Kammer des preußischen Staats, der erst seit kurzer oder kürzester Zeit überhaupt deren zwei besitzt.

Das Gebäude, welches diese Bezeichnung führt, zeichnet sich auf den ersten Blick in Nichts von einem

gewöhnlichen Wohnhaus aristokratischer Bestimmung aus. Man hat es von Staatswegen neu angestrichen und die lange, etwas langweilige Front den Anforderungen eines guten Geschmacks gemäß restaurirt. Man ist sogar auf das schiefe, nur in der Mitte aufgestülpte Dach gestiegen, um es zu reinigen und die Sparren, die nichts mehr taugten, zu entfernen. Daß die Säuberung des Hauses, welches nur kurze Zeit im Jahre bewohnt wird, eine durchgreifende sein sollte, bewiesen ein paar Schornsteinfeger, welche auf den Brüstungen der Schlote saßen und nach der Reinigung derselben triumphirend wie leibhaftige Teufel von der Zinne des Herrenhauses auf das Menschengeschlecht im Alltagsverkehr herabblickten.

Aber diese äußere Restaurirung des Hauses und seine, wie es hieß, mindestens beabsichtigte innere, täuschen den Kennerblick nicht lange. Viele Umstände lassen erkennen, daß das Gebäude aus früheren Zeiten stammt und dem Charakter der Gegenwart nicht genügt. Die Auflackirung mit gelblicher Oelfarbe hat überdies dem Ganzen eher geschadet als genützt. Denn ein aristokratisches Haus muß es verschmähen, sich mit dem plebejischen Firniß zu schmücken, den nur die Geldmenschen und Parvenus prahlerisch ihren Häusern geben, um dadurch den fehlenden Charakter im Styl zu ersetzen. Jetzt hat das Herrenhaus ein unverdient eiteles, prahlerisches Ansehen erhalten und die alte Wasserfarbe des Aristokratischen, seines Wesens, fast verloren.

Die lange Front, welche in der Mitte von einem

kleinen Portal und einem kanzelartigen Balkon durchbrochen wird; die zwei Geschosse, gedrückt von einem großen, im mittleren Drittel mit kleinen Fenstern versehenen Dach, belehren darüber, daß der Bau nicht unserer Zeit angehört. Heut streben die Häuser keck in den Himmel hinein; sie repräsentiren das üppig gewordene, emporgestrebte Bürgerthum mit glänzender, etwas kosmopolitischer Außenseite. Das Herrenhaus jedoch weist den behaglichen und geschmacklosen Charakter der Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf, da die Aristokratie ihrem Verfall entgegenging. So ist der Styl des Hauses weder stolz noch kühn; er ist vielmehr trostlos inhaltslos und nur ein paar über einigen Fenstern angeklebte Mauerpolster erinnern an Spuren der Renaissance.

Drei Thüren führen in das Innere. Die Portale rechts und links gehen auf die Tribünen und auf den Hof in's Freie und durch sie schreiten niemals die Senatoren des Staats. Vielmehr, wenn diese ihre curulischen Stühle aufsuchen, nehmen sie den Weg durch die schmale Thür der Mitte. Jetzt, und auch zu den Zeiten parlamentarischer Fluth, hält hier der Cerberus des Herrenhauses Wache. Der ist ein eigenthümliches Wesen, auf den ersten Blick einem Kerkermeister ähnelnd. Eine dicke und gedrungene Figur ist's, die Hände wie Napoleon auf dem Rücken, den runden Kopf steif wie ein alter Wachtmeister, der Blick gleichgültig, phlegmatisch in Gang und allen Bewegungen, und zudem liegt etwas Böses, Bissiges in dem Gesicht dieses Mannes, der jedoch die gutmüthigste Natur von

der Welt hat. Zur Zeit, wenn die Pairs an ihm vorüberschreiten, neigt er Kopf und Bauch devotest zur Erde; aber kerzengrade bleibt er stehen, wenn irgend wer in diese Thür tritt, der nicht zu den Auserwählten des Herrn gehört.

Der heilige Sitzungssaal ist in einem eigens angebauten Gebäude nach dem Garten hinaus gelegen, der sich in sehr englischer Anlage hinter dem Hause befindet. In seinen Kiesgängen lief der selige Chef des Herrenhaus-Bureaus, Geheime Rath Fritze, im Winter, wenn der geschmolzene Schnee zur Eisbahn geworden war, eifrig Schlittschuhe, die Uebersetzung einer Tragödie des Euripides in der Hand, die er bekanntlich in meisterhafter Treue und Schönheit geben konnte. Dieser eigenthümliche Mann hielt ein ganzes Arsenal von Schlittschuhen. Wie er im Sommer auf Reisen als Landschaftstiger seiner Begleitung schrecklich werden konnte — was dem von ihm für die Berliner entdeckten Ruhla unvergeßlich bleiben wird — so wehe auch dem, der ihn zufällig beim Schlittschuhlaufen überraschte! Alles Widerstreben half dann Nichts; man mußte gleichfalls Schlittschuhe anschnallen und der leidenschaftliche Grieche nahm alsdann sein Opfer unter den Arm, schleifte es auf den Eisenklingen mit sich durch den Garten des Herrenhauses, entzückt mit höchster Rhetorik ihm die metrische Uebertragung seines Euripides vordeklamirend. — Von seinem Nachfolger, Regierungsrath Metzel, sind solche oder ähnliche Eigenschaften nicht bekannt.

Sei es nun der angeborene Respekt vor der hohen

Geburt, der sich bei der Jugend unseres constitutionellen Staatsbürgerthums noch nicht ganz verloren; oder sei es das wohlthuende Bewußtsein, einmal wieder in guter Gesellschaft gewesen zu sein — genug, ein Besuch im preußischen Herrenhause übt auf noch nicht ganz verdorbene Gemüther einen eigenthümlich erhebenden Eindruck aus. Im Abgeordnetenhause hat neuerdings ein Geist seine Herrschaft entfaltet, dem sich zu entziehen und. im Umgang mit den feingebildeteren und höher erleuchteten Pairs gänzlich abzustreifen, dringend geboten scheint, will man nicht stillschweigend Antheil an dem revolutionärem Gelüste der Vertheidigung des verfassungsmäßigen Rechtes haben. Mag man auch selbst überzeugt sein, daß die Theorie des Abgeordnetenhauses die rechte sei; wenn es sich um einen Kampf mit der Regierung handelt, thut man immer wohl, der Theorie ihrer Macht etwas Rechnung zu tragen. Verfassungen sind am Ende dazu da, daß sie verletzt werden. Nur in Fällen wie der jetzige traurige, zeigt sich, daß Verfassungsverletzungen das Beste und Fruchtbringende dieser gepriesenen constitutionellen Regierungsform bilden und die tragische Auffassung derselben, wie sie die letzten Sitzungen des Unterhauses äußerten, muß man in der heiteren, nobleren Stimmung der Lords von Preußen zu vergessen trachten.

Eine Fülle von Eindrücken belehrt den Tribünenbesucher des Herrenhauses sofort, in welch' guter und nobler Gesellschaft er sich befindet. Während im Abgeordnetenhause die Bänke überfüllt sind und auf allen

Seiten sich die Männer aus dem Volke niedergelassen haben, ist hier stets eine gewisse anständige Leere zu bemerken. Dieser angeborenen Noblesse entspricht auch die völlige Verwaistheit der linken Seite des Hauses, wo zu sitzen in heutiger Zeit einem charaktervollen Herrenhäusler anrüchig erscheint. Alles drängt sich nach Rechts hinüber, wo die Granden Posto gefaßt haben.

Natürlich stechen auch die äußeren Eigenschaften dieser noblen Versammlung gegen die der plebejischen Abgeordneten bedeutend ab. Man sieht Prinzen und Generalsuniformen, man erfreut sich des Anblicks von Orden und Sternen auf dunklem Rock. Hier begrüßt man sich in der feinen Tournüre der gebildeten Welt. Sanftes Geplauder bringt ein anheimelndes Murmeln hervor, welches dem Präsidenten zu vielfachem Läuten Gelegenheit giebt, wahrscheinlich nur, um sich im Handhaben der Glocke zu üben und den fremden Besuchern merkbar zu machen, wieviel eleganter der Ton dieser Glocke gegen die des Abgeordneten-Präsidenten ist. Wenn hier das Geräusch einen excessiven Charakter annimmt, gleicht es etwa der großen Ruhe im Abgeordnetenhause.

Was jedoch auf den Zuschauer den bedeutendsten Eindruck macht, ist die schöne Cordialität, welche hier zwischen den Pairs und den Ministern herrscht. Am Dönhofsplatz ist dergleichen unerhört; dort läßt man die Minister still und einsam auf ihren Sesseln sitzen und betrachtet sie wie nicht zur Gesellschaft gehörig. Aber hier drückt man Herrn v. Bismarck die

Hände, Herr v. Roon empfängt Freundschaftsbezeigungen, Herr v. Bodelschwingh wird warm begrüßt. Graf Itzenplitz ist in seiner Heimath nicht der ernste Mann in Vatermördern mehr; er thaut auf; selbst Graf zur Lippe verliert hier von seiner Unheimlichkeit und findet Einen und den Anderen, mit dem er seine berühmten juridischen Ansichten austauschen kann. Nur Herr v. Mühler hat auch hier seinen statuenhaften Charakter. Man müßte kein Gefühl für das Schöne mehr haben, wenn man sich durch diese Harmonie des hohen Hauses mit dem Ministerinm nicht imponiren ließe. Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag — man sieht, es ist eine Familie und das Abgeordnetenhaus gehört nicht einmal in die Verwandtschaft.

Ja, Alles ist schön in diesem Herrenhause; man erfreut sich an seiner gediegenen Eleganz, an der Noblesse seines Inhalts, an dem Witz der edlen Recken; aber die Temperatur ist doch gewöhnlichen Naturen dort nicht so angenehm, wie Herr v. Roon ihr einst das Zeugniß ausstellte. Jedesmal, wenn ich das Abgeordnetenhaus verlasse, strömt's warm durch meine Adern und das Herz ist voll; so oft ich aber aus dem Herrenhause ging, schüttelte sich draußen in freier Luft eine Mauerkälte von mir ab; mich fröstelte und die Schauer liefen über meine Glieder.

VI.

Figuren aus der alten Hofwelt.

Ein König-Patriarch und ein König der Romantik. — Die Prinzen. — Im Vormärz. — Hoffeste neuen Styls. — Das kronprinzliche Paar. — Prinzeß Albrecht. — Fürstin Liegnitz — Herzogin von Sagan. — Prinz Waldemar und Adalbert. — Prinz August. — Fürst Wittgenstein. — Graf Stolberg. — Savigny. — Lesecirkel Friedrich Wilhelm's IV. — Tieck. — Das Potsdamer Theater. — Graf Redern. — Herr von Olfers und seine Gemahlin. — Redwitz.

Friedrich Wilhelm III. hatte bekanntlich Nichts geliebt, was wie ein Fest oder wie eine Repräsentation des Königthums aussah. Berlin war eine ziemlich lederne, charakterlose Residenzstadt, in der die Gelehrten die Hauptrolle spielten. Der Hof lebte bürgerlich; er vertrat auch hierin wie im Regierungssystem das patriarchalische Regiment. Allerdings schied sich der alte Hof Friedrich Wilhelm's III. schon von einem jüngeren, den meist die Prinzen bildeten. Der Kronprinz namentlich, der als Friedrich Wilhelm IV. einen so rauschenden Glanz seines Königthums entfalten sollte, bis die schwarze Ziffer 1848 erschien, liebte kleine geistreiche Cirkel, freilich ohne Luxus an Essen und Trinken.

Thee war Alles, was nebst Confect seine Gäste erhielten; es kam sogar in dieser kronprinzlichen Zeit vor, daß sich die Gäste bei schicklichen Gelegenheiten auf einen Augenblick entfernten, um anderweitig ihre knurrenden Magen zu befriedigen. Seine Königliche Hoheit wurden einmal auf dieses momentane Verschwinden aufmerksam; ein paar Damen vom hohen Adel wollten sich zurückziehen. Da man ihm die Ursache davon hinterbracht hatte, so eilte er auf die beiden Schönen zu, bot ihnen seinen Arm und erinnerte sie höflich daran, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin die Gesellschaft noch nicht verlassen habe. Prinz Carl, noch im blühendsten Mannesalter, repräsentirte damals die Mode Berlins. Er fuhr im Tilbury und Cabriolet sausend durch die Straßen. Mit ihm rivalisirte Prinz Albrecht, in dessen Salons sich der höhere Adel zu versammeln pflegte. Prinz Wilhelm Sohn dagegen vertrat die alten preußischen Landwehrsitten, jene beaux restes des siebenjährigen Krieges, die die pommersche Farbe tragen.

Alles änderte sich wie durch Zauberschlag, nachdem Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen. Man lebte wie in Träumen; in allen Köpfen wirbelte die Phantasie liberale Staatsformen, glänzende Feste, Blüthe der Künste und Wissenschaften zusammen. Jedermann sprach vom Könige, von seinem Witz, seinem Geist, seiner Genialität. Pomp trat an Stelle der schlichten Bürgerlichkeit des dritten Friedrich Wilhelm. Kein König dieses Jahrhunderts verstand sich auf den Glanz und die Repräsentation so wie der, auf den das preußische

Volk schwindelnde Hoffnungen setzte. Man sah in Berlin Feste, Illuminationen, Aufzüge, Romantik auf den Straßen; von großartigen Verschönerungsplänen der Hauptstadt war fortwährend die Rede. Aber während sich Berlin wohlgefällig in der jungen Sonne des Tages spreizte, wich aus dem Innern der Familienkreise immer mehr der Ton der alten bürgerlichen Gemüthlichkeit. Die Gesellschaften wurden kalt, die Unterhaltungen frostig. Niemand wußte dies zu erklären. Es lag ein Druck auf der Atmosphäre, Rückschlag des übermäßigen Enthusiasmus, der die Nachdenkenden verstimmte, die Vorsichtigen doppelt behutsam, die Ruhigen unruhig machte. Es wurde heimlich nachgerechnet, wie große Summen diese neue Aera dem Lande kosten würde.

Namentlich war es der Glanz der damaligen Hoffeste, welcher alle Welt wie etwas Märchenhaftes blendete und an die Tage erinnerte, da der preußische Adler zum ersten Mal ein königliches Scepter in seiner Kralle fühlte. Der Adel der Provinz war herbeigekommen, um sich im Glanze zu zeigen. Ein fluthendes Gedränge erfüllte die prachtvollen, mit Gas erleuchteten Säle des alten Schlosses zu Berlin, bis sich, als theile eine höhere Macht dies bunte flimmernde Meer, mit einmal eine Straße bildete, der Menschenknäuel auseinanderwich und die Reihe der Säle entlang eine stattliche, starke Gestalt daherschritt, mit der Lorgnette vor dem Auge und hier und da leicht und mit großer Freundlichkeit grüßend, an Den und Jenen herantretend und eine kurze Unterhaltung beginnend, die schnell, wie die Flügel

der Möwe die Oberfläche des Wassers, die Pointen eines den Angesprochenen berührenden Gegenstandes streifte und gewöhnlich die Leuchtkugel eines Witzes aus königlichem Munde steigen ließ. Es war Friedrich Wilhelm IV., der Alle verdunkelte, Alle blendete durch die Alle anzaubernde Freude über das Glück, ein König zu sein und König sein zu wollen im Sinne der höchsten Romantik, von Glanz umflossen, auf einer Wolke thronend, Cherubime zur Seite, ein ihn feierndes Volk zu Füßen, welchem er in Hoheit Segen, Glück und Freiheit in seinem Sinne spende.

Die imposantesten Persönlichkeiten im Glanze dieses königlichen Zauberkreises bildete das kronprinzliche Paar, der Prinz von Preußen in seiner hohen, stattlichen Soldatengestalt, die ihm heut noch als König geblieben, und vor Allem in weiblicher Hoheit seine Gemahlin. Sie war geboren zur Fürstin, die Alles in sich vereinigte, was die Romantik und Würde ihrer Stellung mit sich bringt. Sie wußte zu repräsentiren, und Niemand konnte sie übersehen, denn ihr Erscheinen verdunkelte Alle ringsum. Die Pracht der Figur entsprach der natürlichen Schönheit, dem Geist, der aus ihren Augen strahlte — aus jenen Sternen von Weimar, welche die Sonne seines großen Zeitalters von Goethe und Karl August gesehen. Die Kunst, der Geschmack hob Alles an ihr noch mehr, ihren Stolz, ihre Grazie, ihre Klugheit. Ihre Toilette war nie schimmernd, aber sie kannte jenes Geheimniß der Farbenharmonie, mit dem zu bezaubern ist. Die Haltung ihrer Arme war ruhig, aber nicht kalt; die Wendungen ihres Kopfes bildeten

vollendet schöne Linien mit Hals und Schultern; ihre Büste war die einer Antike. Wem sie freundlich sich kundgeben wollte, dessen ganzes Interesse rief sie durch ihr Lächeln wach, doch fehlten ihr ebensowenig die scharfen, stolzen Worte und Blicke. Energisch in ihrem Wollen und Begehren, wußte sie immer sicher ihren Weg zu verfolgen, wich sie auch scheinbar klug aus und gab sie auch nach. Dies Haupt paßte zu einer Krone und als sie sie erhielt, setzte sie sich dieselbe in kaum gekanntem Glanze auf, bereit, sie zu einer Sonne zu machen, welche noch an Licht die Friedrich Wilhelm's IV. überstrahle. Die Ereignisse wollten es anders — nach dem rauschenden Krönungszuge war kein rechtes Fest mehr.

Eine andere fürstliche Dame jener Hoftage war die Prinzessin Albrecht aus den Niederlanden, eine durch Geist und Originellität ausgezeichnete Dame, die Seele einer feinen Hofgesellschaft, welche sich mit französischen Lustspielen und dramatischen Sprichwörtern die Zeit vertrieb. Ihre Residenz war das alte Schloß der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrich's des Großen, jener blauäugigen Athene, die dort einst musicirte und dem Organisten Graun die Schöpfungen italienischer Componisten nur aus der Ferne zeigte, indem sie nicht duldete, daß er sich unterstände, sie anzurühren. Sie war groß, lebendig und etwas redselig, pflegte schnell hintereinander originelle Fragen aufzuwerfen und diese selber zu beantworten. Ihr Auge glitt dabei fortwährend im Kreise umher, und ein Lächeln bezeigte es, wenn sie eine Figur entdeckt, die ihr komisch vorkam. Sarkastisch, oft sogar beißend, hatte ihre Anmuth etwas

Dorniges; sie gab Rosen zu riechen und lachte sich aus, wenn die Nase dabei verwundet wurde.

Auch die Fürstin Liegnitz, die verwittwete edle Geliebte des Königs Friedrich Wilhelm III., die Pflegerin seines Alters, war eine stehende Figur dieser Feste im Schlosse. Weniger schön, als liebenswürdig, durch Natürlichkeit und Bescheidenheit gewinnend, erwies ihr der König mit einem Eifer seine Huldigungen, der nicht bloß aus der Pietät für seinen Vater entsprang. Die Fürstin, die dem Vater eine Frau gewesen, war dem Sohne fast eine Schwester. Ihre Toilette war durch Reichthum wie Geschmack immer diejenige, der Alle willig den Preis zuerkannten.

Nicht minder Aufsehen in diesen Kreisen pflegte die Herzogin von Sagan zu machen, dieser weibliche Ulisses, der durch allerlei Irrfahrten und durch manche Insel der Circe sich hindurchgearbeitet hatte, um als schönes Kunstwerk am Hofe zu glänzen. Die Pracht ihrer Toilette machte Alle erstaunen, und wiewohl längst über die Linie der Jugend hinaus, galt sie doch immer noch als eine schöne Frau. Der alte König von Hannover, der oft in Berlin war, pflegte ihr den Hof zu machen.

Von den Prinzen des Hauses war Waldemar, der Sohn der hageren, herzensguten Prinzessin Wilhelm, der Tante des Königs, offenbar der originellste. Er hatte Etwas, Vieles sogar, von Hamlet; blaß, schweigsam, in sich gekehrt, fast menschenscheu und doch in der Fülle der Jugend, stach er merklich ab von all seinen Vettern, die lebenslustig waren, und für welche

Soldaten und Paraden das höchste Vergnügen bildeten. Prinz Waldemar hatte kein Interesse dafür; er ging allein, für sich, wie ein Träumender; er suchte die Einsamkeit, und es war bizarr genug, daß er trotzdem gewöhnlich in der hellblauen Dragoneruniform ging. Vielleicht, daß er als Prinz die Uniform tragen mußte. Er ging bekanntlich nach Indien, über welche Reise ein ausführliches Tagebuch mit Zeichnungen herausgegeben wurde. Allein unerwartet erfolgte bald darauf sein Tod; ihm nicht, er schien des Lebens überdrüssig gewesen zu sein, da es keine Existenz bot, wie sie seinem eigenthümlichen Wesen genügte. Er bewies, daß man als Prinz recht wohl so unglücklich sein kann, wie ein Leineweber. Sein Bruder, der Admiral Prinz Adalbert, hatte Etwas von ihm: die Lebensansichten, die mehr für Bürger, als für die Höfe paßten. Er liebte das Hofgeflirre nicht, war aber damals, wie jetzt noch, eine frische, heitere Natur, die sich in sich selbst und in der Häuslichkeit mit seiner Gemahlin, bekanntlich Therese Elsner, die dann Gräfin wurde, am wohlsten fühlte.

Nicht minder anziehend, weil eigenthümlich, zeigte sich der verstorbene Prinz August, ein bejahrter Herr schon und doch noch mit schwarzem Lockenkopf und blitzenden schwarzen Augen. Sein Kopf, sein Gesicht hatte Nichts von dem dynastisch-preußischen Typus; es war Etwas von einem französischen General aus der Kaiserzeit in ihm. Stellung, Lächeln, artige Form, und zugleich eine ihn nicht übel kleidende Kokketterie mit seinen dunklen Augen — Alles französisch. Man

sah ihm an, daß er der Liebling der Frau von Staël gewesen, bei der er lange in Coppet lebte. Er lernte dort auch die schöne, liebliche Frau Récamier kennen, die berümte Inhaberin des geistvollsten Salons Frankreichs, und der Prinz ward so entzückt von ihr, daß er sie bat, ihre Ehe zu trennen und seine Hand anzunehmen. Diese sichtliche Leidenschaft rührte Madame Récamier, und lange Zeit schwankte sie, ob sie das Anerbieten annehmen oder ablehnen solle. Jedoch zuletzt siegte ihr Pflichtgefühl, nachdem sie vier Jahr lang dem Prinzen Hoffnungen gelassen. Der Prinz war überhaupt ein Liebling der Frauen, bis dieses Lieblingsfach zuletzt eine so enorme Ausdehnung erhielt, daß er darin fast den Productionen August des Starken gleichkam. August war der Bruder des genialen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld gefallen und ebenfalls persönlich sehr anlockend gewesen sein soll. Dies Brüderpaar war eine poetische Erscheinung, es waren poetische Dioskuren am märkischen Himmel.

Aus dem zweiten Kreise, der sich an dem damaligen Hofe um den König legte, trat besonders der alte Fürst Wittgenstein hervor, ein Mann, der ziemlich populär war, dessen kleines Haus in der Behrenstraße Jedermann kannte und den man doch nicht liebte; denn er war ein Hofmann solcher routinirten Art, daß ihn die Hofleute am meisten fürchteten. Glatt nach Außen und gallenbitter im Innern, konnte er mit lächelndem Munde Impertinenzen sagen, daß dem, dem sie galten, die Ehre, wie Shakspeare sagt, wie ein fauler Zahn aus dem Munde fiel. Er gehörte eigentlich dem Hofe

Friedrich Wilhelm's III., war dessen Factotum und der angesehenste Mann gewesen. Wenn sich der König Jemanden vom Leibe halten wollte, übergab er ihn dem Fürsten, und der wurde mit dem Zudringlichsten und Widerhaarigsten außerordentlich leicht fertig. Am neuen Hofe war er in seiner alten Stellung geblieben; man fürchtete ihn hier, denn er wußte ungeheuer viel Scandale und Scandälchen und war oft boshaft genug, sie in Gegenwart des Helden mit der unschuldigsten Miene von der Welt auszuplaudern. Schulden besaß der Fürst noch mehr wie Orden, wiewohl diese beinahe zahllos zu nennen waren. Möglich, daß es deshalb eine Zeit lang bei den hohen Diplomaten Gesetz war, zu der Spielpartie des Fürsten zu gehören und ihn tüchtig gewinnen zu lassen. Je mehr sich die Goldstücke vor ihm mehrten, desto aufgeräumter und diabolischer wurde er, so daß Personen, die sich nicht sicher fühlten, weit von seinem Tische wegblieben.

Friedrich Wilhelm's IV. intimster Freund bei Hofe war aber der Minister Graf Stolberg, der aus dem alten souverainen Geschlecht der Grafen zu Stolberg-Wernigerode abstammte, die ihr Stammschloß am Harz besitzen und von denen mehrere Linien sich in Schlesien angesiedelt haben. Ein Mitglied dieser Familie war auch die schöne Geliebte Alfieri's; ferner die Gemahlin des letzten Stuart, des Prätendenten; die beiden Dichter, die zum Göttinger Poetenverein gehörten und von denen einer später ein fanatischer Katholik wurde, nennen dies Haus ebenfalls das ihre. Mit Stolberg, Wittgenstein und dem alten Boyen ging das preußische

ancien régime zu Grunde. Als Stolberg starb, war der König untröstlich; man sah ihn den Sarg des Todten küssen, und ein Gleiches geschah mit dem Sarge des Herrn von Radowitz einige Jahre später — eine russische Sitte, für welche der König viel Neigung zeigte. Zu diesem specielleren Freundeskreise gehörte auch der Minister Eichhorn, der jedoch für die Hofluft nicht recht paßte, und ebenso der große Rechtslehrer Savigny, ein steifer Mann mit lang herabrollendem, gescheitelten Haar, der immer sehr feierlich that und doch mit seinem Ruhm nicht genug Bücklinge nach Rechts und Links machen konnte.

Interessanter, farbiger war das Bild, welches die kleineren Cirkel boten, die der König liebte und zu denen er sich eigens die wenigen Persönlichkeiten auserwählte. Nach der Tafel namentlich, die Kaffeetasse in der Hand, wußte sich der König, hin- und hergehend, äußerst interessant zu machen, und manch' echt Berliner Witz entfiel dann seinen Lippen. Im geschlossenen Abendcirkel, im Familienkreise, saß der König und zeichnete, meist flüchtig mit Blei hingeworfene architektonische Skizzen. Die Damen stickten, die Herren flüsterten Etwas und sahen heimlich nach der Uhr, um zu forschen, ob das Souper sie nicht bald erlöse. Denn gewöhnlich war der alte, verlederte Tieck da, den sich der König nicht entgehen ließ, wenn er sich einmal aus dem Lehnstuhl seiner Wohnung erhob. Tieck mußte dann vorlesen, seine alten, schnurrigen, mit ihrem Witz und Schnörkel längst überlebten Märchen, welche Friedrich Wilhelm merkwürdig liebte, während alle

Welt sich schon an ihnen langweilte. Dem alten Tieck wurde die Hofehre aber sauer genug gemacht; es geschah öfter, daß ihn der König unterbrach, was er durchaus nicht vertragen konnte; aber hier mußte er es sich wohl gefallen lassen. Las er nicht, so war er schüchtern, still, sprach nur, wenn man ihn fragte und schien sich außerordentlich unbehaglich, oder vielmehr verfroren zu fühlen.

Indessen schmeichelte es ihm doch, daß er Hofpoet war. Selbst das königliche Privattheater in Potsdam huldigte ihm, denn der König ließ gern Tieck's alte Jugendpossen, wie „der gestiefelte Kater", zur Aufführung bringen. Es war immer sehr schwierig, zu diesen Vorstellungen Billets zu erhalten, denn das Theater faßte nur eine geringe Zahl Zuschauer. Man war gezwungen, Hofkleidung anzulegen und viele der steif und förmlich costümirten Hofräthe von Berlin sahen zu, wie auf der Bühne des Hofes sich ihr Stand und Rang in eine komische Figur verwandelte. Tieck nämlich, der zuletzt selbst Hofrath war, ging gegen diese Spezies des Menschengeschlechts scharf zu Felde und lud ihm seine alterthümlichsten und barockesten Fratzen auf. Er selber pflegte zuerst zu kommen, um sich einen guten Platz zu sichern und lag dann als dunkle, unheimlich wie ein dichter schwarzer Nebel zusammengeballte, Wolke im Parterre, bereit sich über die Gebilde seiner Jugend und ihre Träume zu freuen. Er vielleicht allein freute sich, während die Anderen sich langweilten und von den veralteten Späßen nichts mehr verstanden. Aber man lachte, weil der König lachte.

An anderen Abenden, wenn Musik gemacht wurde, war Graf Redern die Rolle eines Arrangeurs zuertheilt. Bekanntlich war derselbe einige Zeit lang vor Herrn von Küstner Intendant der Oper gewesen, bis ihm das Volk der Sängerinnen die Sache zu bunt machte. Seitdem begnügte er sich mit der Stellung eines Musikmäcen und Hofkomponisten. Er spielte in den kleinen Cirkeln mit Virtuosität das Klavier, während eingeladene Größen des Gesanges, wie die Gräfin Rossi, die Schröder-Devrient, dazu sangen.

Der Kunst auf anderem Felde bei Hofe stand Herr v. Olfers vor, dessen ausgeprägt katholische Richtung sehr beifällig aufgenommen ward. Bilder, Sculpturen und Sammlungen waren sein unumschränkt beherrschtes Gebiet. Herr von Olfers war ein strenger Partisan des Hofes; er gehorchte nur diesem, suchte nur hier zu schmeicheln, so daß von ihm aus keine fruchtbringende Anregung ausging. Neuerdings ist er als Erfinder der „Mehrheitsgeschöpfe“ bekannter geworden. Er selbst hielt Donnerstags seinen Salon offen und unterhielt „vornehme“ Gäste mit Vorzeigung von Kupferstichen. Wer bei Hofe in Gunst war, erhielt hier eine Auszeichnung; Künstler, die nur ihr Talent hatten, blieben im Schatten.

Frau v. Olfers, die Tochter des unter Wittgenstein's Herrschaft sehr mächtigen Staatsraths Stägemann, eines höfischen Spottgeistes, war dagegen mit ihren beiden schönen Töchtern ungleich liebenswürdiger; sie konnte vortrefflich unterhalten, aber sie war zu bequem, es für Alle zu thun. Sie war zu Hause immer

etwas durch ihren Mann gefangen und war ihr auch Jeder recht, der kam, wenn er anders auf die „Liste" paßte, die Herr v. Olfers in der Tasche hatte, so entfaltete sich doch ihre liebenswürdige, mit der Wärme und dem Gedankenreichthum einer wahrhaft poetischen Natur geschmückte Persönlichkeit überall anderswo ungezwungener und ergiebiger. Eine ihrer Nichten, die Gräfin St. M., war eine Erscheinung anziehender und auch abstoßender Art. Mit dem schlanken Wuchse und der edlen Gesichtsbildung einer antiken Schönheit verband sie die Manieren eines Berliner Taugenichts. Sie konnte das Berliner Straßenpatois auf eine höchst fertige Art sprechen und dabei sah sie so ernst, fast streng aus wie die Pallas von Velletri. In großer Toilette war sie eine der schönsten Ballfiguren des Hofes.

Hin und wieder fanden auch vorlesende Poeten in den Familiencirkeln Aufnahme, aber es waren dies solche, die mit einem Geleitschein der Höfe kamen, so z. B. Oskar v. Redwitz, der seine süßliche „Amaranth" hier vortragen konnte, welche unter affectirtem Sanftthun Hiebe austheilte auf Alles, was geistig frei und regsam einer gewissen Partei beschwerlich fiel. In diese Atmosphäre mochte es noch passen, während draußen bereits die Zeit von 1848 blies.

VII.

Salons von Ehedem.

Henriette Paalzow, die Kammerjungfer der Aristokratie. — Gräfin Hahn-Hahn, die Junkerin. — Varnhagen van Ense und Ludmilla Assing. — Fürst Pückler. — Bettina von Arnim, das Kind. — Theodor Mundt. — Luise Mühlbach.

Außerhalb des Hofes, von dem wir die interessantesten Persönlichkeiten skizzirt, war das eigenthümliche Salonleben, wie es sich von Frankreich zur Zeit einer Henriette Herz, einer Mendelssohn, einer Rahel, nach Berlin verpflanzt hatte, im Absterben begriffen. Es war wie eine Abendröthe, entsprecheud der untergehenden Literatur. Denn wer könnte es leugnen, daß die romantische Epoche unserer Literatur, wie sie mit Goethe und Schiller anhob, gegen die Mitte dieses Jahrhunderts sich ausgelebt hatte und unter der Macht der politischen Zeit völlig erstarb, ohne bisher als Ausgangspunkt einer neuen literarischen Epoche erkennbar zu sein? Unsere Literatur ist in Publicistik aufgegangen, mehr kann man von ihr zur Zeit nicht sagen. Die alten literarischen Salons sind damit verschwunden, wenigstens alle die, von denen eine

gewisse Anregung auf das Allgemeine ausging und welche mehr bedeuteten, als eine Theegesellschaft bei einem Baron der Finanzen. Eine Art Pietät ist es, von den letzten dieser Salons, die in Berlin wohl am üppigsten einst gewuchert, noch einige Züge mitzutheilen.

Wenn Friedrich Wilhelm's IV. Hof einem dieser literarischen Salons einen gewissen Glanz gab, so dem der Schriftstellerin Paalzow, der Verfasserin der Romane „Godwie-Castle", „St. Roche" und „Thomas Tyrnau", zu ihrer Zeit unstreitig eine der gelesensten und die Mode der Damenlectüre beherrschenden Schriftstellerin. Sie war die Vertreterin des aristokratischen Romans in seiner rein vornehmen Sphäre. Vornehm war die Paalzow auch selbst; sie gab sich in ihren Romanen wie sie war; sie war das enfant gatée aller Salons; bei jeder großen Festlichkeit des Hofes erschien auch sie, immer höchst hofmäßig, Hofdame; der König verfehlte nie, ihr einige schmeichelhafte Worte über ihre neuesten Romane zu sagen, die sie natürlich mit Stolz erfüllten; die geborene und die Geistesaristokratie, welche sich in den Sälen des königlichen Schlosses in glänzenden Massen zu drängen pflegte, begrüßte sie mit der Zuvorkommenheit, welche man bei den Günstlingen dieser Sphäre gewohnt ist. Weder die Fürstin Liegnitz, noch der alte Fürst Wittgenstein, weder Savigny, noch der alte Minister Eichhorn, Fürst Pückler, Humboldt, Rauch, Schelling, Tieck, Meyerbeer, Graf Redern — Niemand übersah die berühmte, gefeierte Schriftstellerin; Jeder hatte ein

Kompliment, eine Liebenswürdigkeit für sie und immer konnte man sie inmitten einer Gruppe finden, wie eine Sonne, in deren Strahlen man sich wärmen wollte. Ein besonderes herzliches Verhältniß bestand zwischen ihr und der Prinzeß Wilhelm, Tante des Königs, welches so innig war, daß man die Autorschaft der ersten Paalzow'schen Romane sogar dieser Prinzessin zuschrieb.

Die Gefeierte hatte auch selbst einen Salon in der Oranienburgerstraße am Monbijougarten. Die Zusammenkünfte in demselben hatten den Charakter der Salon-Conversation. Sie war sehr ceremoniös, sehr geziert, doch dabei nicht ohne Gemüth. Groß, schlank gewachsen, von schönen Gesichtszügen, hauchte sie doch eine Kälte aus, die frösteln machte. Man wurde nicht recht wohl, nicht lebendig, am wenigsten gemüthlich in ihrer Nähe; ihr Gang war feierlich, ihre Miene ernst, ihr Gespräch langsam und gemessen, ihre Attitüde sogar theatralisch. Dabei zeigte sie sich in einer gesucht malerischen und auffallenden Kleidung; es schien, als ahme sie die aristokratischen, mittelalterlichen Heldinnen ihrer Romane in allem Aeußerlichen nach, als gefalle sie sich, eine der Burgfrauen zu repräsentiren, eine châtelaine in faltigem Sammetkleide mit knapp anliegendem Oberkleid, dem Täschchen mit dem Bunde Schlüsseln an der Seite, wie sie deren mit so viel Vorliebe gezeichnet hat. In ihren Zimmern war Alles gothisch, altdeutsch, als wären Stühle und Tische alten Schlössern entnommen, in denen einst ein Ritter mit seiner Dame gehaust. Mittel-

alterliches Geschirr wurde präsentirt und stand auf Consolen und Tischchen als Nippes; ein Crucifix sah man zwischen Statuetten und Büsten moderner Koryphäen; Oelgemälde aller Art, meist Madonnen und Apostel, hingen an den Wänden. Ihr Arbeitszimmer war ein Thurmgemach mit einer Aussicht auf den kleinen Park des Schlößchens Monbijou. Hier saß die Paalzow en grande robe, wie zum Empfang vornehmer Gäste bereit, am Schreibtisch, der natürlich gothisch war, und schrieb alle Tage regelmäßig ein genau vorher bestimmtes Pensum. Sie hatte ihre Arbeitsstunden als Dichterin, die so genau abgemessen waren, daß es nie eine mehr oder eine weniger zu zählen gab. Schlug die bestimmte Zeit um Mittag, so hatte die Paalzow sicherlich auch ihr Pensum fertig, und keine Gewalt der Erde war fähig, sie zu bewegen, die Feder wieder im Verlauf des Tages in die Hand zu nehmen. Sie war stolz auf ihre Arbeiten, die sie förmlich für große, der Aristokratie geleistete Dienste hielt, und weshalb sie auch die Schmeicheleien derselben mit vornehmer Würde entgegennahm, sich völlig für berechtigt hielt, an dem Hofe des in mittelalterlicher Romantik sich gefallenden Königs eine vorzügliche Auszeichnung zu genießen. Diese Eitelkeit legte sie erst in der schmerzhaften, langwierigen Krankheit ab, deren Leiden sie wie eine Märtyrerin ertrug und an der sie endlich starb.

Sie hatte, wie gesagt, einen Salon, der Alles besaß, was ihn zum ersten Berlins, zu dem einer Staël, einer Récamier machen konnte; sie selbst hatte

Ruhm, der Hof protegirte sie, die vornehme Gesellschaft betete sie an, oder vielmehr ihre aristokratischen Romane. Gleichwohl war ihr Salon wenig mehr als eine pedantische, steife Reunion, zu welcher aus Höflichkeit alte feierliche Autoritäten wie Rauch, Humboldt, Schelling, sich einfanden, schweigend durch die Zimmer schritten, allenfalls zu einer der Gruppen traten, welche in den Fensternischen sich unter einander besprachen, und dann feierlich die Treppe hinunter zur alten Kutsche gingen, um sich nach Hause fahren zu lassen. Eine allgemeine Unterhaltung fand nicht statt; sie war nicht möglich, weil die Wirthin mit ihrem ceremoniösen Wesen Alle anfröstelte. Deshalb mieden auch jüngere und gesellige Talente diese Sphäre, und eine Menge interessanter Berühmtheiten blieben ihr fern, nachdem sie einmal einen Marterabend hier zugebracht.

Zum Unglück für die Paalzow war ihr Bruder, der Hofmaler Wach, mit dem sie zusammen wohnte, der sie am Arm führte und mit die Honneurs in ihrem Salon machte, ebenso eitel, ceremoniös und langweilig als die Schwester. Er war der echte Hofdiplomat ohne echten Witz, ohne Anregung, ohne Hingebung, ideenarm, schwerfällig, aber ebenso wie seine Schwester edel und gefällig gegen seine Freunde. In den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 war er ein bildschöner junger Krieger gewesen, von der Zeit her war er den Prinzen des königlichen Hauses bekannt und hatte sein Glück gemacht. Sein Talent war nicht groß, aber er malte geschmackvoll und war eben Hof=

maler und in Mode. Nur seine Erscheinung und sein persönliches Wesen im Salon war untadelhaft; noch immer einer der schönsten Männer hatte er eine so vollkommene Salontournüre, daß der feinste Kenner nichts daran zu tadeln vermochte.

In damaliger Zeit hielt sich auch die Gräfin Hahn-Hahn eine Zeit lang in Berlin auf und hatte so Etwas, was einem Salon ähnlich war. Sie war eine andere Vertreterin des aristokratischen Romans. Erschien die Paalzow als Hofdame, so die Hahn als echte Junkerin, die den Hof so haßte wie die bürgerliche Canaille; denn die Höfe, die Könige, hatten nach ihrer Meinung sich undankbar gegen die Aristokratie benommen, sie ruinirt und dann bei Seite gelassen. Eine echte Aristokratin mußte zu stolz sein, um sich um die Gunst der Höfe zu bewerben. Die bürgerliche Canaille haßte sie auch, weil sie vollendete Aristokratin war und es ihr impertinent erschien, daß das gemeine Volk immer wohlhabender und anspruchsvoller wurde. Die Gräfin Hahn-Hahn und Henriette Paalzow beherrschten Beide die Mode; sie hatten ein großes Reich, in dem sie unbeschränkte Herrscherinnen waren. Die stolze Feudalaristokratie schwur zur Fahne der Hahn-Hahn, der Hof Friedrich Wilhelms IV. und die Hofaristokratie zu derjenigen der Paalzow. Beide Schriftstellerinnen bewegten sich in Einer Welt, in dem romantischen Zauberkreise aristokratischen Lebens, welches seine eigenen Figuren, sein eigenes Treiben, seine eigenen Leidenschaften und Conflicte besaß, die im Grunde ganz ohne Verständniß für die lieben Bürgerlichen

waren. Die Hahn-Hahn dachte wie Figaro, daß sich die Aristokraten nur die Mühe gegeben haben, geboren zu werden; die Paalzow machte aus der Aristokratie ein mittelalterliches Halbgöttergeschlecht. Dieser verschiedenen Auffassung eines und desselben Themas lag auch der Charakter beider Frauen zu Grunde. Die Hahn-Hahn war stolz, übermüthig, excentrisch; sie führte Krieg gegen Alle; sie schrieb ihre Bücher, um ihren Groll darüber Luft zu machen, daß die Herrlichkeit des Feudaladels verschwunden war, daß die Ehe die Weiber einem „Herren" unterwerfe. Während die Hausmütter die Romane der Hahn-Hahn vor ihren Töchtern versteckten, schenkten sie denselben die Werke der Paalzow zu Weihnachten; daraus erklärt sich, daß Henriette Paalzow mehr Mode war, als ihre Nebenbuhlerin. Natürlich haßte sie auch die Paalzow gründlich und nannte sie eine Kammerjungfer der Aristokratie, während sie eine Dame derselben repräsentire.

Sie war ein echter Sprößling jenes mecklenburgischen Geschlechts der Grafen Hahn, die so viel wunderliche, bizarre Aristokratennaturen aufzuweisen haben. Ihr Vater ruinirte sich aus Marotte, Schauspieldirector zu sein und doch Aristokrat dabei zu bleiben; einer ihrer Verwandten schlug sein großes Vermögen in Berlin als echter Junker todt. Einmal begegnete er in seinem prächtigen vierspännigen Aufzuge der alten Kalesche des Königs Friedrich Wilhelm's III., ohne diesen zu erkennen. Er fuhr den König heftig darüber an, daß dieser ihm nicht ausweiche. „Wissen Sie denn

nicht," meinte er, „daß ich der reiche Graf von Hahn bin?" — „So?" entgegnete der Monarch; „ich bin nur der arme König von Preußen," und er ließ ausbiegen. — Ein anderer Hahn war derjenige, welcher vor einigen Jahren sich dadurch berühmt gemacht, daß er seiner Dienerschaft befahl, stets in weißer Cravatte vor ihm zu erscheinen. Und so war auch diese bizarre Hahn, welche an fünfzig Romane schrieb, ohne eine Schriftstellerin sein zu wollen; die ihre Bücher schrieb, wie andere Leute spazieren gehen, um Luft zu schöpfen; die weiter keinen Werth darauf legte, als den, die Leere ihrer Existenz auszufüllen und doch sich alles darauf zu Gute that, bewundert zu sein. Sie verachtete alle übrige Welt, nur sie selbst war ihre Gottheit, und ihr maßloser, ganz eigenartiger Stolz beugte sich vor Niemandem. So spielte auch in all' ihren bizarren, liederlich und nachlässig gearbeiteten Romanen immer das unbefriedigte, sich selbst vergötternde Weib die Hauptrolle; wahre, echte Männer kannte sie nicht, malte sie daher auch nicht. Launisch und von diesem weiblichen Junkerthum erfüllt, stieß sie auch überall mit Fleiß persönlich ab. Vormittags versammelten sich einige Anbeter bei ihr; aber sie mußten von guter Race sein, aristokratische Naturen, oder besser, richtige Junker, um ihr zu gefallen. Lange Zeit war der Fürst Lichnowsky ihr Liebling in Berlin, der 1848 ein so tragisches Ende in Frankfurt fand und derart zu einem Märtyrer der Politik wurde, ohne je mehr gewesen zu sein, als ein übermüthiger und liederlicher Aristokrat der polternden Sorte. Der schöne junge

Mann hatte eine Zeit des Glanzes in Berlin; alle Damen der Aristokratie schwärmten für ihn; später hielt man die Thüren vor ihm zu, denn er beleidigte alle Welt durch Unverschämtheit und Gemeinheit. Verarmt durch wüstes Treiben, lebte er zuletzt aus dem Beutel der Herzogin von Sagan, bis er mit Auerswald zusammen ermordet wurde. Die Gräfin Hahn-Hahn ging bekanntlich, um die Leere ihres Innern auszufüllen, in ein Nonnenkloster, ein irrendes Genie, welches vor lauter Weltverachtung in der Welt keine Befriedigung fand.

Aus der alten literarischen Blüthezeit Berlins, aus der Epoche der schöngeistigen Republik, wie sie in der preußischen Hauptstadt nach Art der encyklopädistischen und voltairischen Zirkel des vorrevolutionären Frankreichs gebildet worden war, ragte noch die Ruine des Varnhagen'schen Salons hervor. Er war noch in der Art seines alten Glanzes, aber seine erlauchten Illustrationen fehlten; sie waren dahin und die neuen Geister ersetzten sie nicht. Aber fast tagtäglich kamen doch noch alte und junge Schöngeister zu dem Nestor Varnhagen van Ense, für den geistiger Austausch, Unterhaltung von Mund zu Mund eine ebenso große Nothwendigkeit war, als das Briefschreiben. In Beiden war er Meister. So zierlich, elegant, klar und bestechend seine Plaudereien waren, in gleicher Weise auch die Schrift wie der Inhalt seiner Briefe auf farbigem Papier. Der tägliche Verkehr sowohl mit alten Freunden, deren nicht viel mehr lebten und von denen der alte Fürst Pückler und Humboldt die treuesten waren, wie

auch mit jüngeren Dichtern und Schriftstellern, erhielt den in den letzten Jahren immer kränkelnden Mann in steter, nothwendiger Anregung. Ueberdies gehörte etwas Eitelkeit, wenn sie sich auch nie in ihrer Blöße zeigte, zu den Schwächen Varnhagen's, und die Art von Patriarchenstellung, welche er in der deutschen Literatur einnahm, sah er sehr gern immer von Neuem und auch durch die Epigonen anerkannt. Weniger seine meisterhaften Biographien und interessanten Denkwürdigkeiten, als seine persönlichen Bezüge, Eigenschaften und die Tradition des alten, geistreichen Berlins, in dem er und seine Gattin Rahel eine Sonne gewesen, hatten ihn auf den selten besetzten Platz eines Patriarchen der Literatur gebracht. Wie in so Vielem, ähnelte er auch hierin Voltaire. Varnhagen in der Mauerstraße zu Berlin und Voltaire in Fernay bieten eine Menge Parallelen. Wie es in den Zeiten des Verfalls des Ritterthums noch einzelne „letzte Ritter" gab, die auf ihren einsamen Burgen die ganze Fülle der chevaleresken Tugenden in sich wahrten und von dem Glanz ihrer untergegangenen Herrlichkeit die schönsten Zeugnisse an sich selbst vorweisen konnten, so erschien auch Varnhagen van Ense als einer der „letzten Ritter" der glänzenden Literaturperiode im ersten Viertel dieses Jahrhunderts.

Wie berühmt und interessant war einst dieser Salon in der Mauerstraße, in dem sich fast alle Celebritäten der Hauptstadt und viele des Auslandes begegnet hatten! Seit dem Tode Rahel's im Jahre 1833 freilich war der eigentliche Quirl dieses Salons verschwunden und sein Leben erstarb etwas, sein Glanz

erblaßte. Immer seltener wurden die großen Cirkel und zuletzt hörte der Begriff eines Salons völlig auf.

Eine breite aristokratische Flur und Stiege führte in die Wohnung Varnhagen's im ersten Stock. Die Büste Apollo's grüßte ernst aus der Fensternische herab. Ein geschlossener Corridor, dessen Hinterwand einer jener großen vielscheibigen Spiegel bedeckte, geleitete an die braune Thür der Wohnung. Der Diener oder die alte Wirthschafterin, auch eine Ruine aus der Rahel'schen Zeit, öffnete; man betrat ein geräumiges Bibliothekzimmer, in dessen Regalen, die bis zur Decke reichten, sich zahlreiche und meist ältere Werke befanden. In den meisten derselben, blätterte man darin während des Wartens, begegnete man Notizen und Randbemerkungen von des Besitzers Hand. An das Bibliothekzimmer stieß ein zweites Gemach nach hinten hinaus, von welchem man in das vordere Empfangzimmer gelangte. Es war schmucklos, mit alten, wenigen Möbeln. Auf einem Tisch und in einem kleinen Bücherschrank sah man die meisten neuen Erscheinungen der Literatur, welche dem Nestor als Beweise der Verehrung meist zugesandt wurden und von denen so viele ihm gewidmet sind. Rechts von diesem kleinen Salon lag das Arbeitszimmer Ludmilla Assing's, der Nichte Varnhagen's, welche nach dem Tode des Onkels die Schätze seiner aufgeschriebenen Erinnerungen und Tagebücher herausgab, deren Aufsehen noch in Aller Gedächtniß ist. Ludmilla Assing erschien auch äußerlich als eine literarische Dame, wenn man so sagen darf; sie hatte den Habitus einer Künstlerin, dabei herzlich und gemüthlich.

In ihrem Zimmer fand man kein Nähzeug und keinen Strickstrumpf, aber Bücher, Schreibmaterialien und besonders Alles, was zu einem Maleratelier gehörte. Ludmilla Assing, die Verfasserin der Biographieen von Elise von Lützow-Ahlefeldt und Sophie Laroche, die viel angefeindete und sogar zu Gefängniß verurtheilte Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Humboldt und Varnhagen, ist auch eine talentvolle Malerin.

Links von dem erwähnten Salonzimmer war das Arbeitscabinet Varnhagen's, gemeinhin auch das Besuchzimmer, in das man aus der Bibliothek direct trat. Einfach und alt war die Ausstattung desselben, aber von gewinnender Traulichkeit und überall die Spuren eines thätigen Geisteslebens aufweisend. Ein Bild Rahel's fiel sogleich in die Augen, nicht minder ein großer Kupferstich, der Mirabeau im Vorsaal der Nationalversammlung darstellte und von Varnhagen sehr hoch gehalten wurde. Der sonstige Inhalt des Zimmers bestand aus einem Schreibtisch mit einem Aufsatz, einer chaise-longe, und am Fenster der große geheimnißvolle Schrank, in dem die Briefe, Notizen und Tagebücher sorgfältig in Mappen und Kästen geordnet lagen, um ihrer Auferstehung bei Brockhaus sicher zu sein.

Man kann sich denken, welche Pietät Varnhagen für diese Wohnung hatte, die er seit dem Jahre 1820 inne hatte und in der Rahel, die immer von ihm Verehrte, gewaltet, im Kreise der geistreichsten Gesellschaft Berlins ihr liebenswürdiges Scepter geschwungen. Varnhagen war schwer niedergedrückt, als er, wenige Monate vor seinem Tode, sich entschließen mußte, diese

fast 40 Jahr lang ihm gehörige Wohnung wegen allzu großer Steigerung des Miethzinses zu verlassen. Der Wechsel der Wohnung hatte für ihn, der hier alt geworden und keine Wirrniß ertragen konnte, etwas Furchtbares, und wiewohl er nie gern vom Tode sprach und am allerwenigsten zu sterben wünschte, meinte er doch damals, daß er sich glücklich preisen würde, wenn ihn in diesen geliebten Räumen der Tod überraschte. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Er sank, vom Schlag getroffen, eines Abends todt vom Stuhl, mitten in einer Partie Schach, die er mit seiner Nichte spielte.

Varnhagen hatte eine ausgezeichnete Fertigkeit im Ausschneiden. Seine zierlichen, geschmack- und phantasievollen Ausschnitte möchten an Kleinheit wie Feinheit nicht leicht zu übertreffen sein; ja einzelne der von ihm ausgeschnittenen Landschaften, Blumen, Menschen und Thiere waren so klein, daß nicht sehr scharfe Augen einer Loupe bedurften, um sie deutlich zu erkennen. Er selbst sagt ja in seinen Denkwürdigkeiten, daß diese Fertigkeit ihm mehr Gunst und Schmeichelei, Ansehen und Vortheil des Augenblickes verschafft habe, als alle seine anderen Eigenschaften zusammen genommen. Wenn er seine gute Laune hatte, denn er hatte auch schlechte, nahm er seine kleine Scheere und Papier, und während der animirtesten Plauderei, unmerkbar fast für den Besuch, fertigte er seine kleinen Meisterstücke an. Eine nicht minder seltene Eigenthümlichkeit war seine Gabe der Rede, die Lebendigkeit seines Vortrages, jene unschätzbare Gabe, witzig ohne Länge und Gesuchtheit, anregend ohne Anmaßung, belehrend ohne pedantisch

zu sein und vor allen Dingen, immer mit guter Laune Dinge zu erzählen, die Anderen die gute Laune verderben konnten. Wenn er sprach, so schien es Einem, als hörte man Memoiren lesen. Unmerklich führte er das Gespräch von einem Gegenstande zum andern über, würzte es durch pikante Anecdoten, flocht sinnige Urtheile dazwischen, und wenn man ihn endlich verließ, war man von der Liebenswürdigkeit des Mannes so entzückt, daß man die Schwächen desselben gar nicht mehr fand. Und bei alledem documentirten sich diese deutlich genug. Varnhagen war sehr rechthaberisch, und selbst wenn er sich irrte, gestand er dies nie ein; gleichwohl war er zu weltmännisch, als daß seine Rechthaberei sich verletzend, selbst nur auffällig gebärdete. Ferner konnte er den Diplomaten, einmal den außer Dienst gesetzten, dann auch den wirklichen, nicht verleugnen. Als letzterer war er nie bestimmt in seiner Meinung, nie schroff, nie präcis, wiewohl in den allgemeinen Ausdrücken genug Färbung vorhanden war.

Die literarische Zeit des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau war zwar unter Friedrich Wilhelm IV. schon ziemlich zu Ende, aber diese Persönlichkeit ist so einzig in ihrer Art, sie vertritt die Aristokratie der Literatur in so eigenthümlicher Weise, daß man an ihr nicht gut vorübergehen kann. Zu den literarischen Salons Berlins gehörte überdies der Fürst, ja er hatte zeitweise, namentlich wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, selber einen solchen, wiewohl mehr Aristokratie als Literatur daselbst vertreten war. Denn merkwürwürdiger Weise sprach der Fürst nicht von Literatur,

trotzdem er dieselbe doch mit so reizenden Werken bereichert hatte und sich viel auf seinen Ruhm und den Erfolg zu Gute that. Mit den „Briefen eines Verstorbenen" (1830) begann er seine Laufbahn; sie enthielten Erinnerungen eines genial und abenteuerreich bewegten Lebens in liebenswürdiger und anregender Weise. Nach Erschöpfung aller Lebensgenüsse, die ihm ein colossales Vermögen gekostet, hatte er sich, wie er meinte, das Publikum wie das Tabakschnupfen angewöhnt; er bekam große Honorare für seine Schriften, und das mochte ihm sehr angenehm sein. Es war immer eine seltene Erscheinung in Deutschland, einen Mann von so hoher Geburt unter den Schriftstellern zu finden und sich sehr wohl dabei zu fühlen. Sein „Tuttifrutti," sein „Semilasso," die Memoiren über seine abenteuerlichen, lebensgenußreichen Reisen in dem Orient, zeigten ihn als grand seigneur, der in meisterhafter Eleganz und seltener Grazie die gesellschaftlichen, ethischen, religiösen und politischen Fragen anklingen ließ, aber alle Principien dabei doch nur wie leichte Aventüren behandelte und immer in eine gewisse anständige Entfernung zu seiner Person rückte. Das Behagen des Schreibens und die daran sich knüpfenden Erfolge waren ein neuer Lebensreiz für den Weltmüden geworden. Meister in Pferden, bei Frauen und in Duellen, gewann er auch der Literatur ein geniales Dandythum ab, und dies reizte ihn so lange, bis er glaubte, daß sein Stolz es nicht mehr erlaube, die wechselnde Gunst des Publikums mit neuen Schriften in Versuchung zu führen. Als Dandy war er gereist

und er besaß Witz in Fülle, seine Abenteuer auch in der pikantesten Weise zu erzählen. Auch im persönlichen Umgange sprudelte er von Witz und Geist; aber da er eine unvertilgbare Manie für boshafte Epigramme hatte, und noch dazu mit liberalen Ideen kokettirte, so konnte ihn ein Theit der Aristokratie nicht ausstehen. Bei Hofe sah man den Fürsten selten; als ein unabhängiger Geist hätte er sich am Ende erlaubt, Friedrich Wilhelm in einem Witzduell rücksichtslos zu schlagen. Die Damen liebten ihn wohl verstohlen, weil er ein Held von Liebesgeschichten war; doch fürchteten sie seine beißenden Epigramme auf ihre eigenen Abenteuer noch viel mehr. Denn Pückler-Muskau wußte ungeheuer viel; er kannte jeden Hofscandal und jedes Scandälchen, denn er lebte ja in der Sphäre, wo ihn dies Alles anwehte. Am liebsten sah man ihn in dem Hause des Prinzen von Preußen, des jetzigen Königs; er war ein Liebling der damaligen Prinzeß von Preußen, die auch dem Fürsten in der bedenklichsten Zeit seiner Finanzcalamität in feinster Weise aufhalf. Der Fürst hatte nämlich, außer anderen aristokratischen Leidenschaften, auch die, prachtvolle Bauten und Gärten anzulegen. In Muskau schuf er aus einem verfallenen Park und aus Aeckern in kurzer Zeit ein wahres Paradies. Sein Garten und Park waren die sehenswerthesten in ganz Preußen; der König und die Prinzen hatten keinen schöneren und geschmackvolleren aufzuweisen. Alles was die Phantasie ersinnen kann, ein Stück Erde feenhaft umzuwandeln, hatte der Fürst Pückler in Muskau geleistet. Aber die ungeheuren Summen, die er

mit königlicher Freigebigkeit dafür geopfert, zwangen ihn endlich, sein Fürstenthum und dies Paradies zu verkaufen. Er begnügte sich mit einem andern Gut in der Sandmark, zum Theil aus Wüstenei bestehend. Aber seiner Zauberkunst gelang es bald, diese Wüste in einen Park umzuwandeln, der an Geschmack und sinniger Laune der Einrichtung den von Muskau noch übertrifft. Die landschaftliche Gärtnerei war eine Passion des Fürsten und hierin war er eine entschiedene Autorität. Die Prinzeß von Preußen benutzte diesen Umstand in tactvoller Weise und übertrug dem Fürsten die Herculesarbeit, aus dem Babelsberge bei Potsdam, wo sich ihr Gemahl ein Schloß baute, gleichfalls ein Paradies zu schaffen. In welcher Weise der geniale Mann diese Aufgabe löste, beweist der Ruf des Babelsberger Parkes, der zu den schönsten Partien der malerischen Umgebung Potsdams gehört.

Auch Bettina von Arnim darf nicht übersehen werden; sie spielte unter Friedrich Wilhelm IV. ihre letzte romantische Rolle; ein altes, verschrumpftes Mütterchen in fast liederlichem Aufzuge, und doch bis zuletzt ganz erfüllt von dem Geist, der viel zu mächtig war, um nur aus ihren Augen auszuglühen und aus ihrem Munde auszusprudeln. Er mußte sich in jenen wunderlichen Dichtungen und Schriften austönen, die einzig in der Literatur dastehen, einzig durch ihre Seltsamkeiten. Bettina hatte Friedrich Wilhelm IV. das Werk gewidmet mit dem stolzen Titel: „Dies Buch gehört dem Könige;“ es war Bettina'scher Socialismus darin, wie in der „Günderode“ Bettina'sche religiöse

Mystik enthalten war. Der König hielt dies Buch in der That sehr hoch; er hatte selbst eine lange Unterredung mit der Verfasserin darüber. Bettina glaubte, sie müsse auch über die Revolution von 1848 dem Könige ihre Gedanken enthüllen. Es geschah in den „Gesprächen mit Dämonen.“ Es war ihr letztes Werk, und man beachtete es kaum, denn ihre Zeit war vorüber — eine letzte Blume einer abgestorbenen Romantik, welk und reif zum Falle.

Aber Bettina von Arnim blieb bis zu ihrem Ende eine überquellende Natürlichkeit, die sich niemals in das gewöhnliche Geleis der Gesellschaft hineinfand; sie war die geniale Blüthe der Romantik, weiblich bis zum Kindlichen und männlich dabei bis zum Uebermaß. Ihr sinnlicher Charakter schaukelte sich in den Geweben einer glühenden, die Wahrheit übergoldenden und in zerzaustem Wesen abflatternden Phantasie. So war sie als Kind, so blieb sie ihr Leben lang dasselbe romantische Kind, halb affectirt, halb natürlich, in der Wirklichkeit wildfremd, in den Triften der Einbildung zu Hause, sich selbst nicht mehr in Wahrheit und Dichtung erkennend, gutherzig, edel, genial in aller Bizarrerie. Ihr Leben ist eben nichts als eine Kette von Wunderlichkeiten, von Poesie, Affectation, holder Lüge und märchenhafter Laune. Als Matrone, 1835, hielt sie sich noch für Goethe's Kind, wie er es auf den Knien gehalten. Sie nahm die vergilbten Briefe des todten Dichterfürsten, legte ihre eigenen an ihn dazu, schrieb neue an seinen Geist in seltsamer Verliebtheit und warf sie dann wie ein brennendes Fanal der sterbenden Ro-

mantik in das Publikum. Sie hatte sich so lieblich, neckisch und echt kindlich wieder in die alte Goethe'sche Liebe „hineingeheimnißt," daß alle Welt ihren Briefwechsel für echt hielt und eine Art von Verherung über das Publikum kam. Sie schwieg, als man ernstlich diesen berühmten Briefwechsel als ihre Erfindung bezeichnete und nahm ihr Geheimniß mit in's Grab, die Welt glauben lassend, was ihr gefiel.

Eine andere absonderliche, romantische That war ihre Verheirathung. Durch ihren, nach heiliger Glorie strebenden Bruder Clemens Brentano lernte sie dessen Freund Achim von Arnim in Berlin kennen. Sie wurde durch diesen in die Salons geführt und lachte, als man die Nase rümpfte, weil sie ungenirt ihr Bein über den Stuhl legte. Von allen Streichen, die ihrer Ehe vorausgingen, waren die Vorbereitungen zur Hochzeit wohl die seltsamsten; denn das Brautpaar der Romantik hatte nichts weniger zu besorgen vergessen, als das Aufgebot, das Bett und eine Wohnung. Arnim starb schon 1831 und hinterließ der Wittwe zwei Töchter, von denen die eine, Ghisela, alle Romantik der Eltern geerbt zu haben scheint und auch bereits durch die Veröffentlichung einiger Dramen bewies, daß die dichterische Natur der Familie Brentano-Arnim einen neuen Sproß getrieben. Vor einigen Jahren verheirathete sich Ghisela mit Hermann Grimm und zwar ähnlich so, wie ihre Mutter sich verheirathet. Jeder kam allein in die Kirche, wo sie getraut wurden; dann fuhr jede Hälfte des Ehepaars nach der eigenen Wohnung.

War Bettina krank, so machte sie sich Schattenspiele von Pappdeckel, bei denen die Katze und die Ritter die Hauptrollen spielten. Kam der erste Lenz in's Land, so ging sie Veilchen suchen und botanisiren, fuhr mit zwei Pferden, spazierte in die Gemüsefelder und half dem Gärtner Alles nach der Schnur pflanzen. Plagte sie Langeweile, so stand ihr das Kammermädchen Modell zu den drolligsten, phantastischsten Figuren, die sie so kratzfüßig hinzeichnete, wie E. T. A. Hoffmann seine Teufel und Kater, um sie dann, die nackten Hexen, den Herren Studiosen zu zeigen, welche sie oft besuchten. Unglückliche Armuth und Bedrängniß klopfte dabei aber nie vergebens an ihre Thür, noch weniger an ihr Herz; auch hier suchte sie gern Romantik zu pirschen und aus den Höhlen des Elends jammervolle Gestalten zu ziehen, gleichviel ob Juden, Türken oder Christen, denen sie dann weit über ihre Kräfte half. Und als wollte sie die Schöpfungen der Romantik, die ihr gehörten, nicht dem Materialismus der Zunft in die Hände geben, sondern unentweiht auch auf eine romantische Art in die Welt senden, beschäftigte sie sich am Ende ihres Lebens selbst mit der Herausgabe der Gesammtwerke ihres verstorbenen Gatten in eigenem Verlag. Sie scheute sich nicht, den Kampf mit der sie anklagenden Buchhändlercorporation zu bestehen; sie bezahlte die Geldbuße, zu der sie verurtheilt wurde, weil sie mit Büchern handelte; aber sie rächte sich damit, daß sie Buchhändler wurde und dann die Firma „von Arnim's Verlag“ gründete.

Ein anderer, nun auch längst geschlossener Salon,

welcher der Vollständigkeit wegen hier auch mit aufgeführt sein mag, war der Theodor Mundt's und seiner Gattin, der unter dem Namen Louise Mühlbach bekannten Schriftstellerin. Hier fand man Schriftsteller und Künstler der Gegenwart, und meist kamen sie als Freunde ohne anderes Interesse als das einer behaglichen Unterhaltung, welche absichtslos alle Spitzen der geistigen Welt berührte. Theodor Mügge und der Musikdirector Marx waren wohl die stetesten Besucher; man fand Auerbach hier, Max Ring, Elise Schmidt, Aline Schlichtkrull, den Schauspieler Döring oder Dessoir und viele andere gekannte Männer und Literaturfreunde. Mundt's Salon war eine neutrale Stätte geistigen und künstlerischen Verkehrs Aller, die ihn kannten. Er hatte nichts Exclusives, nichts Geschlossenes; man konnte ihn mit dem Atrium eines römischen Patrizierhauses vergleichen, in dem Freunde und Bekannte sich heimisch fühlten. Es gehörte dort nicht zum Ton, geistreich sein zu müssen; der natürliche Austausch der kleinen Zahl der hier Verkehrenden bildete von selbst Unterhaltungen, durch welche voll und warm ein geistiger Strom floß.

Theodor Mundt war auch ein Romantiker, aber einer jener seltenen, welche die Prosa dieser Welt sich poetisch zu gestalten wußten; er besaß die glückliche Fähigkeit, die Wirklichkeit zu verstehen und doch nur ihren poetischen Kern zu genießen, die Schalen der Prosa wegzuwerfen. Für ihn wurde jede Herzensangelegenheit ein Gedicht, und seine Ehe ist das glänzendste Zeugniß dafür gewesen. Er lernte seine Frau

durch Briefe kennen und lieben. Louise Mühlbach begann mit Poesie und kleinen Novellen die literarische Laufbahn, auf welcher sie theilweis von ihrem Gatten geleitet, einen so großen Weg mit seltenem Erfolg zurücklegen sollte. Sie wandte sich brieflich an den, Ende der 1830er Jahre, in kritischer Hoheit thronenden Mundt, der seinerseits die Briefschreiberin aus ihren Einsendungen lieben lernte. Nachdem lange Zeit diese literarische Correspondenz gedauert, führte Beide endlich der Zufall in einer Gesellschaft zusammen und der Bund der Liebe war nun geschlossen. Im Jahre 1839 heiratheten sie sich, und diese auf so romantische Weise geschlossene Ehe war eine der glücklichsten und poetisch verschönten, bis sie nach 22 Jahren der Tod des Gatten zerriß. Wie Beide sich in Wahrheit gegenseitig nur zu Gefallen lebten, so verstanden sie es auch Beide, in dichterischer Weise die Prosa des Lebens zu verklären, dem Dasein eine Menge Blüthen abzugewinnen, es geistig zu adeln. Zwei aufblühende Töchter, von Mutter wie Vater mit gleicher Zärtlichkeit geliebt, gaben dem schönen Familienbilde eine harmonische Vollendung.

Mundt ist 53 Jahre alt geworden. Er besaß bis zuletzt eine volle, stattliche Persönlichkeit; sein Gesicht hatte etwas Zartes, fast Weibliches, welches selbst der dichte, dunkle Vollbart nicht benehmen konnte. Die Kurzsichtigkeit ließ die Augen matt erscheinen und sie richteten sich in unruhiger Beweglichkeit schnell von einem Gegenstand zum andern, wodurch der Eindruck, als sei Mundt im Gespräch nicht ganz bei der Sache, erhöht wurde. Er schien die Augen nach Innen zu

kehren, als wolle er dort den Eindruck des Mitgetheilten beobachten.

Der persönliche Umgang mit ihm war ein Genuß, oft eine Wohlthat, wenn geistiger Beistand nöthig war. Denn er hatte stets Rath, stets Trost vom Herzen; er kam immer zuerst mit seiner Gefälligkeit entgegen und wußte sie in seltener Weise liebenswürdig, ohne jegliche Prätension zu geben. Immer in schöner Harmonie mit all' seinem Denken nnd Empfinden, eine ebenmäßig, kunstvoll abgeglättete Natur, theilte sich die Ruhe auch dem Andern im Verkehr mit ihm mit, setzte gewissermaßen auch die eigene erregtere Natur sich durch ihn wieder in Gleichgewicht, ward sie in wohlthätiger Weise dem Schlingkraut der Erbärmlichkeiten dieser Welt entrückt. Aber in Theodor Mundt war doch keineswegs jene olympische, eherne, ankältende Ruhe, die bei Goethe imponirte. Er trug vielmehr ein Herz voller Leidenschaftlichkeit, voll Begeisterung in sich, und nur die Macht des Verstandes drängte den Strom der Empfindungen gern zurück. Er setzte einen Stolz darein, sie den profanen Blicken zu verschleiern und stets von fast diplomatischer Glätte zu erscheinen; wie sehr auch sein Herz zum Durchbruch verlangte, er zügelte es. Er strebte überall, in seinen Schriften wie in seinem ganzen Wesen, selbst wo er sich ungenirt hätte geben können, nach griechischer Ebenmäßigkeit aller Aeußerungen. Was sich diesem Zwange, dieser sittigenden Kunst der Selbsterziehung an Natürlichkeit entziehen konnte, das ward gleichwohl noch durch die scharfe Lauge seines Geistes gezogen und erschien als

gleich auf das Wesen der Sache gerichtete Ironie. Diese ganze Natur war so fein besaitet, so reich an Fühlfäden, daß Alles, was ihr an Erscheinung und Thatsache entgegentrat, sogleich in seinem Grundwesen erfaßt wurde und das Saitenspiel in der Brust mehr oder minder anklingen ließ. So schien es oft, als dringe der Eindruck bei ihm nicht durch die äußere glatte Form des gefälligen, liebenswürdigen Menschen, bis ein wie nebensächlich entfallendes Wort, das Alles in seinem innerlichen Wesen ironisch summirte, darüber oft zum Erstaunen belehrte, wie rege auch die Gefühle in ihm mitgearbeitet hatten.

Bald nach dem Tode Theodor Mundt's machte es in den literarischen Kreisen großes Aufsehen, daß seine Wittwe die große goldene Medaille erhielt. Kein Wunder! Es kommt so selten vor, daß ein preußischer Monarch auch Notiz von den literarischen Republikanern seines Staates nimmt, daß es immer Sensation in dieser Genossenschaft hervorbringen wird, wenn dergleichen geschieht. Und nun gar an eine Schriftstellerin eine Auszeichnung, wie die der großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst! So etwas war in der That in Preußen wohl noch nicht dagewesen. Wir wissen nicht, ob diese Medaille von den Männern, die damit beehrt worden sind, wie der rothe Adlerorden höherer Klasse am Halse, oder wie die Auszeichnung der Stadtverordneten an großer Kette um die Brust getragen wird. Bei Damen scheint aber dieses Tragen der Medaille am Leibe ernstlich von hoher Seite gewünscht zu sein, denn Louise Mühlbach erhielt die Aus-

zeichnung in Form eines schweren, massiven goldenen Armbandes und nicht, wie die Zeitungen meldeten, die Medaille und ein Armband. Man setzte wahrscheinlich nach vielen Erfahrungen voraus, daß geistvolle Frauen und sonderlich Schriftstellerinnen von magerer Constitution seien und richtete danach die Weite, oder besser gesagt, die Enge der Armspange ein, auf der, wie eine Untertasse groß, die goldene Medaille angebracht war. Leider aber ist jene Erfahrung nicht bestätigt genug, um bei solchen Juvelierarbeiten als Maßstab zu dienen. Louise Mühlbach ist eine geistreiche, liebenswürdige Frau, eine fruchtbare Frau, eine fruchtbare Schriftstellerin und doch von einem imponirenden Embonpoint. Sie ist eine hübsche Frau, eine blühende Wittwe und doch von einer körperlicheu Ueppigkeit, der sich auch ihre Arme nicht entzogen haben. Der goldene Reif des Königs mit der goldenen Medaille konnte deshalb den Platz, für den er bestimmt war, nicht einnehmen. Aber wie jede Constitution zum Glück zu erweitern geht, so auch die eines Armbandes. Im Uebrigen gönnte gewiß Jeder Louise Mühlbach diese Freude und Auszeichnung. Sie weiß fesselnd und anmuthig zu erzählen; sie hat in der populären Form des Romans und zur Freude ihres Buchhändlers die großen Episoden deutscher Geschichte unter Friedrich, unter Napoleon, unter Joseph, Tausenden von Lesern zugänglich gemacht und in zierlichen Nippes, in allerlei kleiner Münze den Inhalt schwerleibiger historischer Werke dem deutschen Volke zukommen lassen. Bescheiden und mit sich selbst zufrieden, beglückt durch

die eigene Arbeit, der sie sich mit dramatischer Lebendigkeit Tag und Tag hingiebt, ist sie die gelesenste und beliebteste deutsche Schriftstellerin geworden trotz der Herren, welche die literarischen Verdienste festzustellen haben und über deren kritische Selbstbewußtheit sie ebenso wie Charlotte Birch-Pfeiffer stolz zur Tagesordnung übergegangen ist. Abseits des Geräusches der Welt lebt sie wie eine Künstlerin ihren Arbeiten, wie eine echte deutsche Frau ihren Kindern uud ihrem Hauswesen, wie eine liebenswürdige Dame den feinen geselligen Kreisen, die sich einst um sie und ihren edlen, geistvollen Gatten Theodor Mundt sammelten, und die sie nun allein zu fesseln weiß. Wer sie kennt, der bleibt ihr gern treu, denn sie ist eine Frau nicht nur von Geist und Verstand, sondern auch von Herz und Phantasie, und vor Allem ein Weib.

VIII.

Die Concertmacher.

Die Berliner in musikalischer Hinsicht. — Wieprecht und die preußischen Musikfeste. — Liebig und die Heirathssymphonien. — Engel und sein Glück. — Sarow und Selchow für einen Silbergroschen.

Musik liebt man wohl allerwärts, in jeder Stadt. Marschiren die Soldaten durch die Straßen, in Petersburg oder Dessau, in Breslau oder Frankfurt, so schauen die Bewohner zum Fenster hinaus, so setzt Mutter ihr Jüngstes noch im Hemdchen an die Scheiben und die Jugend der Straße läuft dem Tambourmajor unter die Beine. In Berlin ist dies nicht anders wie überall und wenn man es vorzugsweise mit zu den musikliebenden Städten Dentschlands zählt, so geschieht es durch die unbestrittene Theilnahme des Publikums an guter Musik, die nicht überall zu finden ist. Man kann gute Musik in vielerlei Form haben; als Oper, als Symphonie, als höheres und gewöhnliches Concert. Da die Berliner nun in allen diesen Formen gute Musik haben, lieben und — was eigentlich für die Theilnahme am meisten spricht — gern

dafür bezahlen, so hat es seine volle Berechtigung, ihnen auch guten Geschmack für Musik zuzusprechen. Da ist ein Bataillon alter Operngarde vorhanden, die jede neue Oper, jeden neuen Sänger, jede gastirende Primadonna mit oft erprobter Unfehlbarkeit prüft; es besticht sie Keiner, und spendet das minder kritische Publikum auch noch so viel Beifall — schüttelt das Parkett den Kopf, so macht der Gefeierte doch kein Glück in Berlin. Die Symphonien, zu deren Verständniß nicht aller Verstand hinanreicht und die deshalb die gewöhnlichen Liebhaber profaner Musik recht langweilig finden, haben in der norddeutschen Hauptstadt Jahr ein Jahr aus ihre festen Besucher, die andächtig wie in einer Kirche den Dichtungen der großen Meister und vor Allem Beethovens lauschen. Die höheren Concerte der Gesangvereine, Quartette, Virtuosen, der Bülow, Stern, Gans, Stockhausen u. s. w., versammeln regelmäßig in der Singakademie ein elegantes, kunstverständiges Publikum, welches nicht so leicht einen Künstler vernachlässigt, der einmal von ihm das Zeugniß der Anerkennung erhalten hat. Und was endlich die sogenannten Salon- und Gartenconcerte betrifft, so ist nicht allein die Größe der Stadt und die Zahl ihrer Bevölkerung Ursache der vielen täglichen Orchesterproductionen, sondern das Plus über dieses verhältnißmäßige Bedürfniß wird durch die Liebhaberei des Berliners für die Concerte erzielt. Er trinkt sein Bier, seinen Kaffee gern, während sein Herz mit einem lustigen Polka gelabt wird. Namentlich im Sommer bricht eine Concertfluth über die Bier- und Vergnü-

gungsgärten in und außerhalb Berlins herein, wie sie in solchem Verhältniß kaum eine andere Stadt aufweisen kann, weder Prag, noch Wien, noch Paris, wo doch die Musikliebhaberei gleichfalls über dem gewöhnlichen Niveau steht.

In den ehrbaren Zeiten Berlins war der Eintrittspreis in diese Art von Concerten fünf oder zwei und einen halben Silbergroschen; jetzt leistet man dasselbe für den harmlosen Preis von einem ganzen Silbergroschen und die höheren Preise läßt sich der Berliner nur bei besonderen Gelegenheiten oder in einzelnen Localen gefallen. Die Musik ist ziemlich überall gleich gut; denn selbst für einen Silbergroschen stellt man hohe Anforderungen, da sich jeder der Besucher sagt, daß die Menge dem Concertgeber eben so viel oder noch mehr einbringt, als würde er den Preis des Eintritts höher gestellt haben. Die Silbergroschen-Concerte nimmt man als Zugabe für den Besuch einer Gartenrestauration auf; die Concerte für schwereres Courant besucht man um ihrerselbst willen. Unter allen beiden Categorien giebt es Günstlinge des Publikums, welche auf die Treue desselben bei ihren Unternehmungen zählen können und die meist seit langen Jahren schon ihr Scepter über Holz und Blech schwingen und König in ihrem Reiche sind.

Vater Wieprecht ist von diesen aus zweierlei Gründen obenan zu stellen. Nicht allein, daß er zu den ältesten Concertmachern der Hauptstadt gehört; er kann auch, vermöge seiner Stellung als Generaldirector aller Gardemusikcorps, so gewaltige Massen ins

Treffen führen, wie kein zweiter. Ein Concert von Wieprecht ist deshalb ein besonderes Ereigniß für die Liebhaber solcher Vergnügen in allen Kreisen; es geht stets ins Monströse und zwar in allen Verhältnissen. Vater Wieprecht, welcher auch nicht allzu oft seinen Thron öffentlich besteigt, sondern sich mit einem Dutzend Concerts während des Sommers begnügt, und im Winter nur bei außerordentlichen Gelegenheiten den Commandostab ergreift, versammelt im größten Gartenlokal Berlins, im Hofjäger, die zahlreichste „Musikbande", wie man in Oesterreich sagt, und das zahlreichste Publikum. Seine Concerte haben den Charakter eines Volksfestes und da sie vornehmlich Monstreleistungen preußischer Militärmusik sind, so gewinnt dies Volksfest von selbst Züge preußischen Nationalstolzes. Der Offizierstand ist reich vertreten; der Soldat nicht minder; die preußischen Kokarden an vielen Cylinderhüten belehren darüber, daß sich an dieser Musik das Herz patriotisch Vereinigter besonders labt. Aber auch viel des liberalen, verführten Volks, Männlein wie Weiblein, versammelt sich an den Tischen, um für fünf Silbergroschen einmal die Gardemusik in ihrer strammsten Disciplin zu hören. Wieprecht versöhnt alle Parteien; ihm klatschen Reactionaire und Demokraten gleichmäßig kräftig ihren Beifall zu. Die parkartige Anlage des Gartens gestattete dabei die freieste Bewegung. Man konnte promeniren, sich in schattige Partien am Arm der Geliebten verlieren, um unter dem Donner preußischer Pauken und Trommeln ihr ein Küßchen zu rauben, was Vater und Mutter

noch nicht sehen dürfen. Die Jugend spielte auf den Plätzen und am Wasser und erwartete die große Schlachtmusik mit Ungeduld, mit welcher häufig diese Concerte schließen, entschieden bestimmt, dem militärischen und kriegerischen Sinn des Volks zu schmeicheln oder Genüge zu thun, der ja nur eines Anlasses bedarf, um in bedenklicher Art hervorzubrechen. Der Vorfall, daß Kinder, welche die Eroberung von Düppel spielten, sich mit Steinen tödtlich und lebensgefährlich verwundeten, mag dem Auslande als Beweis der kriegerischen Leidenschaftlichkeit der Preußen furchtbar erscheinen — den Besuchern der Wieprecht'schen Concerte wird er natürlicher vorkommen. Auch ist Vater Wieprecht an sich populär; denn seine Art zu dirigiren ist bei aller Geschicklichkeit und rühmenswerthen Sicherheit, eine so leidenschaftliche, drastische, daß er allein in seiner Arbeit ein Schauspiel für Götter bildet. Da steht er inmitten seiner musikalischen Legion, hinten die Reihen der Tambours, vorn die Contrabässe, zur Seite die Posaunen aller Erzengel, Trompeten, Piccolo's und Hoboen, in den Ecken Pauken, chinesische Becken uud Triangel — bereit, auf einen Wink des Meisters die Teufel in ihrem Leibe loszulassen. Ein paar Hundert Augen hangen an dem kleinen Mann, der hoch auf seinem Stuhle steht, mit dem jovialen Gesicht seine Heerschaaren musternd. Er hebt den Commandostab und nun rasseln die Trommeln, pfeift die Piccolo, grollen die Bässe, quäkt die Hoboe, schmettern die Trompeten und die Posaunen dröhnen und die Pauken hallen dumpf dazwischen — forte,

fortissimo, piano, pianissimo, ganz wie der Meister den Tactstock schwingt, Arme und Füße, Nase und Ohren in Bewegung. Alles an ihm wird durch die Musik electrisirt; er malt in Gesten förmlich die ganze Partitur, hüpft und huckt, winkt und schlägt, dreht sich rechts und links und um und um, bis ihm der Schweiß auf der Stirn steht, der Halskragen aufweicht und der große Foulard hervorgelangt wird, den im Eifer gebadeten Concertmeister zu trocknen.

Nächst Vater Wieprecht ist es Vater Liebig, der sich eines alt begründeten Rufes als Berliner Concertgeber erfreut und an dem das Publikum mit unverwüstlicher Treue hält. Auch Liebig ist aus der militärischen Schule der preußischen Musik hervorgegangen; er war Kapellmeister des Garde-Franz-Regiments und nachdem er nach langer Dienstzeit seinen Abschied genommen, hat ihm die verdiente Gunst des Königs einen angenehmen Ruheposten und außerdem die Bewilligung gegeben, nach wie vor in Berlin seine Concerte abzuhalten. Liebig hat aber mit dem militärischen Musikmeister nichts gemein; er ist, wie im Persönlichen, die harmonische Ruhe, Bescheidenheit und Milde, so als Concertgeber der Vertreter der edlen Richtung. In seinen Concerten werden lediglich Symphonien vorgetragen und die Ausführung derselben ist so correct, so untadelhaft, daß sie selbst von Kennern die einstimmige Anerkennung erhalten haben. Die Kapelle ist dermaßen eingeschult, daß der Tactstock kaum noch bemerkbar wird. Das Publikum

dieser Concerte ist denn auch ein wesentlich anderes, als das der Wieprecht'schen Monstreproductionen.

Zunächst sind es die ausgesprochenen Verehrer der Symphoniemusik, welche regelmäßig die Liebig'schen Concerte besuchen und mit großer Andacht dem Vortrage lauschen, höchst erzürnt und empört, wenn zufällig an benachbarten Tischen die Kaffeetassen klappern oder gar eine laute Unterhaltung sie in ihrer Andacht stört. Tiefe Ruhe, heiliges Schweigen, sobald Liebig die Symphonie beginnen läßt, ist traditionelles Gesetz und jeder dagegen verstoßende Fremde wird schnell zum Respect vor dieser Anforderung durch mißfällige Blicke oder Zischen gebracht. Die Liebig'schen Verehrer haben eine fanatische Seite; sie bilden eine Art Kaste, die nicht so leicht einen Neuling aufnimmt und am wenigsten ihm einen Platz im Saale gönnt. Denn seit Alters her ist der Besuch dieser Concerte äußerst zahlreich und die Abonnenten darauf bilden gemeinhin ein so starkes Kontingent, daß sie den Saal vollauf füllen. Der Platz wird sonach knapp und es ist die Sitte oder Unsitte eingeführt, daß entweder durch den Kellner, der dafür monatliche Revenuen bezieht, die betreffende Anzahl Plätze an den Tischen als bestellt reservirt werden, oder daß ein Abgesandter der abonnirten Familie zwei Stunden vor Beginn des Concerts als Wächter bei einem oder zwei Tischen postirt wird, der jeden seiner umgelegten Stühle mit heroischer Tapferkeit gegen Platzsuchende vertheidigt. Lange vor Beginn finden schon solche Kämpfe statt, da Alles besetzt, bestellt oder bewacht ist, wenn auch noch eine

Menge leerer Plätze den Uneingeweihten einladen. Er kann von Glück sagen, wenn er noch in dem äußersten Winkel einen Tisch findet und gegen Geld und gute Worte von dem dienenden Geist die für seine Gesellschaft nöthigen Stühle erhält. Denn fast überall ist man familienartig abgeschlossen und der Tisch mit den Stühlen wird wie eine unnahbare Burg betrachtet. Nur für willkommene Bekannte und Freunde, erwartete oder unerwartete, reservirt die Familie einen Stuhl, oder wenn sie mit mehreren jungen Mädchen beschwert ist, ein paar Stühle. Es geschieht dies aus höchst beachtenswerthen Rücksichten, da gerade das feinere Bürgerpublikum, welches sich in den Liebig'schen Concerten versammelt, einen Ueberfluß an heirathsfähigen Mädchen besitzt, denen unter der mütterlichen Bewachung hier Gelegenheit gegeben werden soll, einem achtungswerthen jungen Mann nahe zu treten. Für ihn ist der leere Stuhl reservirt. Und er kommt gewöhnlich: er weiß es, daß die Mutter wünscht, ihn an ihrem Tische zu sehen und noch öfter weiß er, daß die Tochter nicht der Symphonie, sondern seinetwegen in's Concert gegangen ist. Aus dieser Ursache haben die Liebig'schen Concerte eine mehr als gewöhnliche gesellschaftliche Bedeutung; sie vermitteln die guten Bekanntschaften junger Leute und gar viele davon haben schon ihren Abschluß durch eine Heirath gefunden. Da man nach alledem schließen kann, daß ein sehr großer Flor blühender Mädchen hier vorhanden ist, so kann man sich wohl auch denken, daß eine Schaar junger Männer nur deswegen das Concert

besucht und während der Symphonie sich durch die Gänge und zwischen den Tischen hindurchwindet, um das schönste der Mädchen zu entdecken und zu versuchen, einen herzstärkenden Blick von ihm zu erhaschen.

Unter den höheren Concertmachern Berlins ist noch der Musikdirector Engel bei Kroll hervorzuheben. Herr Engel ist trotz seines Namens ein Ungar, ob vom Stamm der Magyaren oder vom Stamme Jacobs, das ist nebensächlicher Natur. Nur mag man das letztere annehmen, weil er einer der pfiffigsten Spekulanten ist, die es giebt. Mit seiner Geige kam er vor zehn Jahren nach Berlin, damals, als eben die Aera der Joseph Gungl'schen Concerte ihr Ende erreicht hatte. Landsmann Engel, welcher gut seinen Bogen streichen konnte, beschloß, der Nachfolger des sehr verehrten Gungl zu werden. Gungl's große Accuratesse und orchestrale Disciplin hatte den Berlinern imponirt; Engel verstand gleichfalls damit aufzuwarten, nur noch effectreicher. Wenn er dirigirte, gab er sich Mühe zu zeigen, daß jeder Zoll an ihm ein Kapellmeister sei. Und in der That, man anerkannte seine Dirigentenfähigkeit und die Vortrefflichkeit der von ihm disciplinirten Kapelle. Er stand wie ein Feldherr da, Geige und Fidelbogen in malerischer Art an sich gedrückt, bis zu den forte's der Compositionen, wo er dann mit theatralischem Effect den Arm im Tact schlug, glücklich, wenn es schien, als fallen die Paukenschläge aus seinem Rockärmel heraus. Der Effect war brillant und packte. Bald hatte Engel sein Glück gemacht und versammelte in seinen Con=

certen im Gesellschaftshause das eleganteste Publikum. Herr Engel hatte aber auch noch viele andere Eigenschaften, mit denen er Glück machte; er konnte den angenehmsten Gesellschafter machen, die lustigsten Anecdoten erzählen und Baron Münchhausen in liebenswürdigster Art nachahmen. Auch besaß er elegante Manieren, war Lebemann bei allem feingeschäftlichen Sinn und machte, wenn auch kein Adonis, so doch wegen seines schönen Bartes viel Glück bei den Damen. Als er bei Kroll seine Concerte gab, gewann er mit all diesen Eigenschaften, oder vielleicht nur mit einer davon, das Herz oder doch die Hand der unverehelichten Tochter des verstorbenen Kroll. Er führte sie heim als Gattin und war Gebieter des größten Vergnügungstempels von Berlin. Aber nicht lange genoß er dies Glück — das verschuldete Etablissement fiel in andere Hände, und während seine Frau von dem neuen Besitzer eine Jahresrevenue bezog, trat ihr Gatte in die Stelle eines Kapellmeisters des Orchesters bei Kroll. Die Concerte erfreuten sich eines guten Rufes und trotz der Reclame, welche Herr Engel geschickt zu handhaben versteht, konnte ihm die Anerkennung als tüchtiger Dirigent nicht versagt werden. Speculativ außerdem setzte er sich nun auch mit Theateragenturen in Verbindung und hatte als Compagnon dabei viel Glück. Es gelang ihm selbst, seine Sphäre bis an die königlichen Theater auszudehnen, und namentlich verstand er es, fremde Nachtigallen wie die Marchisio's, die Tribelli, in das Netz seiner Agenturen zu ziehen. Eine neue und entschieden

glückliche Phase seiner Laufbahn eröffnete sich, als das Kroll'sche Etablissement abermals zur Subhastation kam. In dem Termin erschienen wenige und nicht sehr kauflustige Speculanten, unter welchen Herr Engel aus erklärlichen Gründen der verwegenste war. Er bot bis zu 109,000 Thaler und man ließ ihm den Zuschlag dafür, vielleicht ohne daß es Herrn Engel glaubhaft schien; denn in der That repräsentirte das Etablissement in seinem Boden und in seinen Gebäuden einen viel größeren Werth, ganz abgesehen von dem kostbaren Mobiliar und dem Garteninventarium. Es war spottbillig dem Gatten der Tochter Kroll's zugefallen. Aber nun handelte es sich um die Summe der Anzahlung, die natürlich weder Herr Engel noch seine Frau besaß. Der verhängnißvolle Tag nahte und noch immer keine Hoffnung, das Geld zu erhalten. Aber das Glück verließ Herrn Engel nicht. Am letzten Abende vor dem Zahlungstermin befand sich Engel in einer feinen Weinhandlung, wo Bekannte und Fremde sich über seine muntere Laune amüsirten. Er erzählte dabei auch in tragikomischer Weise, daß er morgen wohl die Herrschaft über das Kroll'sche Etablissement verlieren würde, wenn nicht durch ein Wunder des Himmels ihm die nöthige Kaufsumme zufalle. Und siehe da — das Wunder geschah. Ein fremder Herr, einer der reichsten Landbesitzer unseres Adels, welcher in der Gesellschaft sich befand, nahm Herrn Engel bei Seite und sagte ihm, daß er das Geld vorstrecken werde. Der Glückliche traute seinen Ohren nicht, und noch, als er eine sehr bestimmte Anweisung auf einen

der ersten Berliner Banquiers auf Höhe der betreffenden Summe in Händen hatte, glaubte er sehr ernsthaft an eine Mystification. Indessen — er wollte sich doch davon überzeugen, und man kann sich sein freudiges Erstaunen vorstellen, als er am anderen, dem letzten Vormittage, nach der Vorzeigung seiner Anweisung von dem Banquier anstandslos die bedeutende Summe ausgezahlt erhielt. Damit hatte Herr Engel den Besitz des Kroll'schen Etablissements erworben und es hing nun von ihm ab, die Revenuen desselben zu bewirken. Nicht ohne Geschick, wenn auch etwas gar zu speculativ, reorganisirte er das große, schöne Etablissement. Er brachte das kleine Theater daselbst in besseren Gang, sorgte für eine gute Oper im Sommer, und kassirte er nicht hinter dem Ladentisch die Zweigroschenstücke für Bier und Schinkenbrode, so dirigirte er doch das Concert seiner Kapelle.

Unter den Concertmachern „für einen Silbergroschen" sind es namentlich die beiden Kapellmeister Saro und Selchow, von zwei Kavallerieregimentern der Garnison, welche sich entschiedener Beliebtheit beim Publikum erfreuen und die allabendlich und abwechselnd in bestimmten Localen ihre Concerte in den Restaurationsgärten vor einem zahlreichen und anständigen Publikum geben.

IX.

Panem et circensis.

Ausführliche Geschichte des Kreuzberges. — Der Bock und allerlei Böcklein. — Bier und Wasser. — Die Flotten der Spree und das Wasserfahren. — Die Partien zu Lande oder Landpartien. — Eisenbahnfreuden.

Im Süden der Hauptstadt des großen und ruhmreichen preußischen Staates erhebt sich, wie schon verrathen, hoch empor aus der sandigen Ebene, welche einst den Wogen der Nordsee zum Spielplatz diente, ein Berg, eine gewaltige Seeklippe der urgrauen Vorzeit, **il monte cruce**, der Kreuzberg, auch wohl das Kreuzgebirge genannt. Auf der Höhe dieses märkischen Sinai steht ein hohes, schönes Denkmal von Eisen, eine Pyramide im gothischen Styl mit einem eisernen Kreuz darauf, zum Gedächtniß des Krieges von 1813 bis 1815, da das Volk sich und seinen König aus den Ketten der cäsarischen Fremdherrschaft befreite. Daher heißt man jenen Krieg den Befreiungskrieg und durch das Kreuz-Denkmal heißt jenes Gebirg der Kreuzberg. Schätze von gelbem Sande birgt sein Inneres, und fleißige Arbeiter holten sie dereinst tief aus dem

Grunde hervor, ladeten sie auf Bretterwagen, die dann in die volkreiche Stadt fuhren und von denen Jedermann aus erster Hand für einen Dreier kaufen konnte. Schon seit alten Zeiten ist dieser einsame und geheimnißvolle Gebirgszug eine Nahrungsquelle der Berliner Hauswirthschaft geworden und erst neuerdings hat die Weisheit der Polizei Sorge dafür getragen, daß durch Verhinderung fernerer Sandentführungen den Berlinern der einzige Begriff von Gebirg und Thal nicht verloren gehe.

Eine Chaussee theilt diese gewaltige, wohl an die hundert und etliche Fuß gen Himmel steigende Sandmasse. Links von der so gebildeten Schlucht ziehen sich die unheimlichen Höhlen und Wälder des „dusteren Kellers“ hin, in dem vor Jahrhunderten Hexen, Räuber und goldmachende Juden ihr Wesen trieben, und Zigeuner, welche schöne Kinder raubten, schlachteten und als pikantes Ragout verspeisten, während heut sich das furcht- und arglose Geschlecht verliebter Backfische von dem Holztisch des Vaters und der Mutter in der nahen Restauration, wo sie schaumiges Weißbier in Wollust mit vielem Staub genießen, hierhin sich flüchtet, in diese dichten Gebüsche, in dies kleine, einen großen düsteren Kessel umkränzende Gehölz, um die ersten Seufzer der Liebe auszutauschen und ein unbelauschtes Rendezvous mit dem von Romantik geschlagenen Secundaner zu haben.

Hoch oben über dem „dusteren Keller“ erhebt sich die Krone dieses Gebirgstheils, der „Bock“, eine Brauerei, in welcher vor kaum mehr als einem Vierteljahrhundert

zuerst das edle bairische Bier den Weißbier gewohnten und auf dessen Herrlichkeit schwörenden Berlinern angeboten wurde, und zwar mit solchem Erfolg, daß die leichtsinnige Generation der Märzerrungenschaften, der Constitution und wie alle die Neuerungen sonst heißen, welche sich an Stelle der in Trümmer sinkenden „alten guten Zeit" jetzt trauriger Weise breit machen können, sich fast gänzlich der altväterischen Sitte entwöhnte und die Race der Weißbierphilister gleich einem Theil der Herrenhäusler auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist. Zu vielem Schaden. Denn, um zunächst nur Eins als Beleg dafür anzuführen, so ist es unbestritten, daß das Weißbier mehr in den Bauch, das bairische mehr in den Kopf geht. Daraus entstehen denn die beklagenswerthesten Folgen für die neue Generation. Nicht allein, daß sie, weil sie etwas im Kopf hat, dünkelhaft wird und über Staats- und gelehrte Sachen sich mitzusprechen erlaubt, wie es der ehrbare, mit Weißbier gepäppelte politische Zinngießer nimmer mit dem beschränkten Unterthanenverstande gewagt hätte; auch in physischer Hinsicht zeigt sich die Veränderung der Menschheit gegen sonst in verzweifeltem Maße. Man sehe sich nur noch einige der übriggebliebenen, nach wie vor der „kühlen Blonden" allein huldigenden, Exemplare von Weißbierphilistern an — welcher stattliche Bauch, welche dicken Beine und Backen! — Wie der ganze Kerl aufgeschwemmt ist und namentlich im Sommer über die respectable Last, die an seinen Knochen hängt, stöhnt und pustet! Ach, ein Kraftgeschlecht, welches nun ausstirbt wie ein Indianerstamm! Dürr und schwach

dagegen ist das mit dem Gift des bairischen Bieres sich gewohnheitsmäßig labende Geschlecht; es spielt eine traurige Rolle gegen das aussterbende der alten Weißbiertabagieen, wo die lange Pfeife noch die modische Cigarre dominirt, und kein Wunder, daß für diese entnervte Generation das Militärmaß herabgesetzt werden mußte.

Aber, um mit Preußens Wantrup zu sprechen, „wie die Verführte," so liebt die neue Generation das neue baierische Bier und hat sich ihm ergeben in Freud und in Leid. Dankbar behielt auch das verführte Berlin für den Bock auf dem Kreuzberg eine unverwüstliche Anhänglichkeit, namentlich für sein höheres Bairisch, das Bockbier, und selbst als vor Jahren die Flammen das einsame Brauhaus zerstörten, brannten die Sympathieen für dasselbe doch keineswegs ab. Es ward neu und größer wieder erbaut und übt noch bis heutiger Zeit seine magnetische Anziehungskraft auf das nahe hauptstädtische Geschlecht aus. Wohl ist der „Bock" durch seine Concurrenten theilweis überholt worden und er muß es sich gefallen lassen, daß vor seiner Nase, auf der jenseitigen Höhe des Kreuzgebirges, neben dem Siegesdenkmal, die stolzen Gebäude der „Actienbrauerei" auf den Ruinen des alten, hier gestandenen und noch unvergessenen Tivoli sich erheben. Wie zwei feste Burgen des lustigen Königs Gambrinus ragen sie von der Höhe des Gebirgskegels ins Land hinein, und wer auf der einen Seite noch nicht genug gehabt im Kampf mit den Dämonen des bairischen Biers, des Bockes, welche in den Kellereien da oben hausen, der wagt sich

wohl auch noch hinüber zur zweiten Burg und versucht sich mit den Hexen des Prioritätsbieres, dieses neuesten Kindes Seiner Majestät Gambrinus. Ach, und nur Wenige sieht man siegreich und siegeslustig wieder den Berg herunterkommen; aber Viele wie Leichen, fortgezogen von zwei guten Kameraden, stillstehend zuweilen und träumend, lallend und wartend, bis der gute Geist von unten den eingeschluckten bösen oben hinaustreibt: die Loreley Baierns hat's ihm angethan.

Der Bock jedoch als Senior hat doch das Vorrecht behalten, für die Eröffnung der Sommersaison des bairischen Biers das eigentliche Signal zu geben. Sobald die Sonne mit den feuchten Winterdünsten der Erde ihren verrätherischen Kampf beginnt, um Ostern herum, ertönt Jahrein Jahraus der Kriegsruf von der linken Höhe des monte cruce, und die kampflustigen Schaaren, geplagt vom treibenden Märzblut, wälzen sich zu ihm hinauf, um mit dem neuen, in erster Kraft herausfordernden Bock einen harten Kampf, oft bis zum Messer, einzugehen. „Bock" ist dann das Losungswort für halb Berlin. Vormittags pilgern alte Routiniers hinauf, das neue Bier zu erproben, seine Kraft zu messen, seine Güte zu constatiren. Am frühen Nachmittag schöner Sonnentage fahren auch wohl ganze Gesellschaften hinaus, Equipagen beehren das Gebirge bei Berlin und einige haute volée opfert in geziemender Bescheidenheit dem Gambrinus bavarus. Abends freilich ist's fürchterlich und der Mensch versuche die Götter nicht, es sei denn, daß man ein Stuhlbein auf dem Kopf vertragen kann oder sein Talent

kennt, bei rechter Zeit die Füße unter die Ellenbogen zu nehmen. Im Allgemeinen vermag die Feier, welche Abends das handfeste Berlinerthum über die neue Verbindung mit Baiern veranstaltet, die Ueberzeugung nur zu bestätigen, daß der prinzipielle Gegensatz Beider nicht lange unterdrückt werden kann, und nach dem der ganzen Welt geweihten Kuß folgt denn auch gemeinhin der Niederschlag einer bis zur Tragik sich gipfelnden Schlägerei. Ein altes ehrenfestes Sprichwort der Berliner lautet: „Kein Vergnügen ohne Keile!" Und namentlich die abendliche Bockgesellschaft hält viel darauf, daß dieses Wort eine Wahrheit bleibe und eine kleine, wenn keine große Keilerei den Schluß des Vergnügens bilde. Wenn Herr von Bismarck geäußert haben soll, daß man in Preußen ganz gefahrlos Polignac spielen könne, da die Berliner keine Pariser seien und sich bei aller Großrednerei doch Alles von der regierenden Macht gefallen ließen — so mag dies Urtheil aus einem tieferen Studium des Berliner Volks hervorgegangen sein, und manche Thatsachen sprechen auch wirklich für dessen Richtigkeit. Doch so viel ist auch als gewiß hinzunehmen, daß sich der richtige Berliner von dem Bavaren nicht viel gefallen läßt und schnell bereit ist, seinem Gegner mit Stuhl oder Humpen den Schädel einzuschlagen, wenn ihn der bairische Bock gestoßen hat.

Der Genuß des Bockbieres bringt entschieden kriegerische Wirkungen hervor, und die auffallendsten Belege dafür sind vorhanden. Selbst die jungen Damen der verschiedenen Berliner Hallen, von der der Musen

bis zu der Walhalla, sonst doch nur dem Dienst der Liebe huldigend, verwandeln sich leicht in Amazonen des schwarzen Königs von Dahomey, sobald sie ihren Durst leichtsinniger Weise mit dem verrätherischen Getränk des Bockbiers gelöscht haben. Von bacchantischer Lust pflegen sie dann wohl selbst zu Attaquen gegen einander überzugehen, unter welchen ein Bombardement mit Eiern noch zu den harmlosen gehört, obgleich hierbei auch oft eine Energie und Geschicklichkeit an den Tag gelegt wird, welche in nicht höherem Maße unsere braven Artilleristen vor Düppel besessen haben können. Hätte dem dänischen Ministerium ernstlich an dem Kriege gegen die Preußen gelegen, es würde sich zu Geldopfer für etliche Oxhoft Bockbier verstanden haben, dessen Genuß die phlegmatischen und ziemlich entmuthigten Dänen in den Düppeler Schanzen sicherlich in ein Stadium der Begeisterung und der Kriegslust versetzt hätte, wohl geeignet, sie hervorbrechen zu lassen und die unbezwinglichen Preußen mit sammt ihrem Vater Wrangel und allen Prinzen in einem Athem bis nach Flensburg oder gar Schleswig zu jagen, wo sie dann freilich der Katzenjammer überfallen und sie leichenartig hingestreckt hätte. Auch dafür giebt's Beispiele, daß die Fechter vom Handwerk, die Soldaten, durch den Bock sich in eine höchst kriegerische Aufregung versetzt fühlen und Jedem, der es wissen will, die Nützlichkeit der Seitenwaffe im friedlichen Garnisonsdienst auf's deutlichste vordemonstriren. In jener Zeit, als der Krieg noch nicht die Kampflust der preußischen Soldaten beruhigt hatte, ließen sie es gern durch

ihre Kämpfe mit Pallasch und Käsemesser auf den Bock beurkunden, daß es noth thäte, sie gegen einen Feind des Landes zu führen.

Die Bocksaison eröffnet zugleich die Biergärten Berlins, die mit dem bairischen Bier entstanden sind und mit der Ausbreitung seiner Herrschaft, wenn auch weniger seiner Herrlichkeit und Güte, sich gleich dienst-eifrigen Hoflieferanten vermehren. Es giebt zweierlei Sorten solcher Gärten: solche, die Gärten sind, vor den Thoren liegen oder doch Bäume und freie Luft haben; und solche, die im Grunde nur Bastardgärten sind, ursprünglich ganz gemeine Haushöfe, in deren Sandboden man ein paar kleine Kastanienbäume gesteckt hat. Sie, nämlich die Biergärten, sind sehr beliebte Artikel, und namentlich hegen die Berlinerinnen für sie eine große und stets zunehmende Anhänglichkeit. Und dieses hat seinen guten Grund. Denn in der alten patriarchalischen Zeit des Weißbiers, als der Thaler noch dreißig Silbergroschen hatte und eine abendliche Zeche von zehn solcher Groschen zu den seltenen Wochenextravaganzen wohlhabender Bürger gehörte, kannte die schönere Hälfte der berliner Bevölkerung noch nichts von den Genüssen des Kneipens innerhalb der städtischen Ringmauern. Höchstens wagte eine Dame sich in eine der ausschließlich nur von ihrem Geschlecht besuchten Conditoreien, und im Sommer boten einzig die Landpartieen Gelegenheit zur Freiheit weiblicher Restauration, oder das Familien-Kaffeekochen in der Hasenhaide, Schöneberg oder Moabit mit etwas bal champêtre und einem Guitarrespieler. Aber die Zeit

ist fortgeschritten; die Menschen verdienen mehr Geld wie früher, und daher können sie auch mehr ausgeben, haben mehr Bedürfnisse und arbeiten mehr. Die Civilisation hat für das weibliche Geschlecht indessen nicht minder gesorgt. Was früher eine „Dame“ vorstellte, in Tracht wie in Lebensweise, beschränkt sich heut nicht mehr auf exclusive Kreise, sondern ist eine allgemeine Erscheinung geworden. Jede Frau ziemlich spielt in Berlin jetzt „Dame“ und die Exemplare solcher werden selten sein, die heut noch, wie Mutter oder Großmutter, sich an's Waschfaß stellen oder gar den „unreinen Eimer“ hinuntertragen. Heutzutage fällt es denn auch gar nicht mehr auf, was vor einem Jahrzehnt noch bekrittelt wurde und vor zwanzig Jahren ein „Scandal“ war, dem sich kein anständiges Weib ausgesetzt hätte, daß nämlich in öffentlichen Localen die Männer mit ihren Damen sitzen, Bier trinken und zu Abend speisen; in vielen Localen ist sogar schon eine Stammgesellschaft weiblichen Geschlechts anzutreffen und die Frauen sind für diesen Fortschritt ganz entschieden eingenommen, da sie darin nicht nur eine größere Freiheit ihrer Stellung erblicken, sondern auch — die klugen Schäker! — eine angenehme Gelegenheit zur Verhütung oder Beobachtung männlicher Verirrungen. Andererseits nöthigt die Galanterie schon das Geständniß ab, daß durch den Besuch der Damen der Charakter des Kneipens, oder edler, wenn auch französischer gesprochen, des Restaurationslebens, gesitteter wird, wogegen freilich die Damen sich auch nicht wundern dürfen, daß sich mit der größeren Freiheit ihrer socialen Stellung auch

die Bedingung der sogenannten Galanterie, welche Schwäche und Unfreiheit des weiblichen Geschlechts zur Voraussetzung hat, verlieren muß. Es ist ganz ungereimt von den Damen, über den Ausfall an galanten Männern zu klagen, nachdem sie das Privilegium ihrer unfreien Stellung doch gern den jetzigen Genüssen opfern und mit Vergnügen zu Biere gehen. Hat das weibliche Kneipleben nun im Winter doch mancherlei Unbequemlichkeiten in den geschlossenen, tabackrauchigen Räumen, so wird es im Sommer in den freien Gärten mit desto größerer Energie gepflegt, und manches Böcklein mag da stoßen. Nicht früh genug können denn auch die Berliner Biergärten eröffnet werden.

Aber neben einer großen Liebe zum Bier, zeichnet die Berliner auch eine Neigung zum Wasser aus.

Die besondere Vorliebe der Berliner und besonders der Berlinerinnen für das Wasser erklärt sich zum Theil daraus, daß sie als geborene Land- und Sandratten, der Gewohnheit nach, ihre Sehnsucht nach dem Element nicht unterdrücken können, welches ihnen fremd ist. Aber auch das alte Blut dieser Race treibt es mit geheimnißvoller Macht dem Wasser zu; denn ach! wer kann es leugnen, daß die Ureinwohner Berlins einst am Strande des wilden Meeres gehauset und vielleicht mit ihrer Flotte gar manchen Seekrieg den Urvätern der jetzigen Bewohner Dänemarks geliefert haben, wovon die Weltgeschichte leider nichts weiß? Seitdem die Geologen ihre Nase in die Erde stecken und ihr die Geheimnisse abbohren, ist die grausige Thatsache festgestellt worden, daß brandenburgisches Land eigentlich

kein richtiges Land ist, sondern von der Natur vielmehr zum Boden des Meeres bestimmt wurde. Aber zur Zeit, als das Wasser anstatt der Völker Revolution machte und gar toll Vieles kopfüber, kopfunter umherwarf, Berge entthronte und Thäler ausfüllte, damit sie gleich seien allem übrigen hoffährtigen Land, da beliebte es ihm auch, der Natur einen Possen zu spielen, und es lief von der Höhe des Harzes und Schlesiens hinunter bis zu dem keuschen Busen der Jahde und gab sein reines, weiches Meeresbett von Sand den Menschen preis, damit ein Deutschland einmal entstehe. Auf diesem alten Meergrund geboren — ist es ein Wunder, daß die Berliner das Wasser lieben?

Nur hat das leichtgläubige Geschlecht über dem ewigen Klagen und Spotten seines Reichthums an Sand vergessen, daß er auch Wasser in Menge in seinem Schooße birgt. Ein, zwei Stunden von Berlin — freilich, wenn man sie mit den Füßen zurücklegt, gewaltige Sandstunden — liegen in meilenweitem Umkreise eine Menge kleiner und größerer Seen, mit klarem, blauen Gewässer und nicht selten mit Höhlen tückischer Nixen versehen, in die sie ihre Opfer zu locken suchen. Zum Theil murmeln sie in verödeter Einsamkeit ihr geheimnißvolles Lied; zum Theil aber sind sie auch durch die Flüsse und Canäle mit einander verbunden und bergen Dörfer und Städte an ihrem flachen Gestade. Es giebt inmitten des Meeressandes, der fußhoch liegt und für ewige Zeit mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit geschlagen ist, förmliche Seegegenden von malerischer Schönheit, dort, wo Wald und Berge

sie umsäumen. Havel und Spree sind, um durch die Wüste von Brandenburg zu kommen, von Zeit zu Zeit mit solchen Wasserbecken versorgt worden, um aus ihnen die Fluthen mitzunehmen, welche sie bis zur Vermählung mit der Großmacht bedürfen, und dankbar dafür haben sie die Umgegend der Seen zum Theil fruchtbar gemacht.

Der Berliner weiß es, daß solcher See- und Wasserreichthum in seiner engeren Sandheimath vorhanden ist; aber er kennt ihn wenig und schweift gern in die Ferne, wenn ihm auch das Gute viel näher liegt. Er hat einige der Seestationen mit seiner Gnade ausgezeichnet, und kein Sommer vergeht, ohne daß er sich an den waldigen Ufern des Schlachtensees oder der großen Becken der Havel hinter Spandau, im Grunewald, an den Gestaden des Pichelssees und des lieblicheren Teglersees von der Hitze eines Sommertages und den Strapazen einer Landpartie mit unternehmenden Mädchen und alten Jungfern erholt.

Was dem Berliner allerdings den Besuch der Seen seiner Heimath verleidet, ist die vorherige Bezwingung langer Strecken Sandes und ihrer Beschützer, der Staubwolken, durch welche sein Fuhrwerk sich mühselig durchquälen muß. Die Schifffahrt ist keine Eigenschaft des Berliner Lebens; es fehlt diesem Volk an dem kühnen Unternehmungsgeist, das schwanke Element der Spree und Havel mit ihren Schiffen zu besteigen. Der Mangel einer ausreichenden und zeitgemäß ausgerüsteten Flotte auf der Spree hindert die Unternehmung nautischer Expeditionen eben so sehr, wie der einer deutschen

und größeren preußischen Flotte die gründliche Zähmung der dänischen Inselpiraten.

Was den Rücken der Spree entweiht, sind jene langen und ungeschickten Ungeheuer, die Zillen, welche aus Böhmen, die Elbe und Havel herauf mit ihren Aepfeln und Kartoffeln schwimmen und im Hafen von Berlin ihre langsame Plünderung erwarten, um dann sogleich auf den Holzplatz zu wandern und sich zu schlechtem Brennholz zerschlagen zu lassen. Eine zweite Reise wagen sie selten, schon weil sie vor den Elbzöllen allen Respect haben. Dann kommen auch die Kähne mit Torf aus Freienwalde und dem Oderbruch, die mit Ziegelsteinen und Kalkblöcken aus Rüdersdorf und die Flöße mit Bau- und Nutzholz. Aber eine Flotte zur Expedition der Seeliebhaber und Landjungfrauen nach den romantischen Seepartieen Brandenburgs ist niemals über den Zustand des Embryo hinausgekommen.

Was sich davon seit uralter Zeit im ewigen Einerlei erhalten hat, beschränkt sich auf die dürftigsten Hülfsmittel zu einer Wasserpartie, für welche gleichwohl das jüngere Geschlecht Berlins eine bedeutende Vorliebe hegt. Um einen Ueberblick dieser Flotte zu geben, führen wir nur ihre hauptsächlichen Stationen an. Zunächst sind es die kleinen Kähne bei Moritzhof, mit denen Sonntags ein kühnes Jünglingsgeschlecht eine Stunde lang gegen 10 Sgr. die seichten, stinkenden Gewässer des Thiergartens und höchstens noch die Partie des Kanals befährt, welche von der Villa des edlen v. d. Heydt beherrscht wird. Eine zweite Station

seit alter Zeit bilden die Zelten, auf der entgegengesetzten Seite des Thiergartens, einst der beliebteste Ausflugsort der eleganten Welt Berlins, aber seit den Tagen, da dort Held, Karbe, Eichler und Lindenmüller die berühmten Volksversammlungen hielten, verödet und verlassen. Dort wagen es erfahrene Lootsen, gegen sechs elende Pfennige den Passagier von einem Ufer zum andern überzusetzen, um den kürzeren Sandweg nach dem zum Fabrikort emporgeblühten Moabit einzuschlagen, wo Tanz und Concert die Welt der Mägde zu versammeln pflegt. Tollkühnere Naturen aber besteigen die großen Gondeln, um den Weg von den Zelten bis Moabit vollständig zu Wasser zurückzulegen. Langsam schwimmen die Kolosse Sonntags Nachmittags hier hinauf und hinab, auf ihrem Deck regelmäßig einen Virtuosen mit seinem Leierkasten, der die Symptome der Seekrankheit wahrscheinlich homöopathisch zu ersticken sucht.

In gleicher Art zeichnet sich die Station an der unteren Spree aus, von wo eine andere Escadre von Gondeln ihre Passagiere nach Treptow und Stralau befördert. Aber seitdem die Eisenbahnen der Menschheit den Werth schnellen Transportes kennen gelehrt und sie mit Hast und Genußsucht erfüllt haben, blickt der Berliner mit souverainer Verächtlichkeit auf diese alterthümlichen Mittel der Beförderung, und nur die conservative Klasse der „kleinen Leute" bedient sich ihrer zuweilen, um einmal ein ganz besonderes Sonntagsvergnügen zu genießen.

Die Eisenbahn hat überdies die Expeditionen nach

anderen, entlegeneren Seepunkten der Mark erleichtert, namentlich nach Köpenick und Erckner, den ersten Stationen der Niederschlesischen Bahn, von wo Sonntags gewaltige Karawanen sich nach dem blauen Müggelsee und seinen waldigen Bergen, oder nach der sonnigen Gebirgsmasse am See von Rüdersdorf begeben. Auch ist neuerdings der Plan aufgetaucht und mit allgemeinem Beifall begrüßt worden, eine Eisenbahn über Charlottenburg und längs der Mündung der Spree und den sich anschließenden Havelseen zu legen, da beim Mangel einer tüchtigen und brauchbaren Flotte diese in der That für das naturarme Berlin ganze Schätze der Romantik darbietende Gegend allzu unbequem zu erreichen ist und daher nicht viel besucht wird. Man malte es den Finanzaristokraten und den Söhnen Abrahams, welche allem Comfort gern zuerst huldigen, bestechend genug aus, wie sie bei Zeichnung von Actien für diese Bahn sich billig die schönsten Plätze zu neuen Villen an kühlen und romantischen Seen verschaffen könnten, um dort die Villegiatur im Sommer zu halten und eine country für Berlin zu schaffen. Aber die mit dem Zaunpfahl Gewinkten scheinen nicht verstanden zu haben, und das Project ruht seitdem.

Neuerdings nun jedoch hat ein unternehmungslustiger Kapitalist die Gründung einer regelmäßigen Spreeflotte mit Energie in Angriff genommen und eine Anzahl der elegantesten Dampfer zum Entsetzen aller dort seither ruhig wohnenden Krebse, Stinte und Ikleie in die Spree gesetzt. Die Partien, zu denen die Eisenbahn bisher führte, Köpenick und Erkner, sind zunächst

zu Zielpunkten der Dampfer bestimmt worden und wurden auch auf diesem Wege Sonntags in großen Massen besucht, um so lieber, da die Niederschlesische Eisenbahn-Direction als volksfeindliches und wenig zuvorkommendes Wesen stets Gegenstand allgemeiner und gerechter Klagen der Extrafahrt-Reisenden war. Die Dampfer waren überdies bestimmt, auch Vereinen oder größeren Gesellschaften zu Expeditionen in fernere Gewässer besonders vermiethet zu werden, so daß die Entdeckungsreisen nach den Partieen der oberen Spree in lebhafteren Aufschwung kamen. Entdeckungsreisen, sagen wir; denn in der That sind über die Kranich- und Kalkberge hinaus die Wasserpartieen der oberen Spree, bis zum Spreewald hinauf, wo noch alte Wendenstämme sich als Ureinwohner der Mark in ziemlicher Reinheit erhalten haben, die Berliner wenig gedrungen und kennen diese reizenden, oft niederländischen Landschaften ähnlichen, Gegenden gar nicht. Je geiziger sich die Natur in der Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in Schöpfungen der Schönheit und Lieblichkeit gezeigt, desto näher liegt es, die wenigen zugänglicher zu machen.

Von jeher schwärmte der Berliner auch für Landpartien, mehr vielleicht wie irgend ein anderer Städter, und wahrscheinlich auch aus dem Grunde, weil vor den Thoren Berlins von Schönheit und Segen der Natur kaum einiger Ausschuß zu finden ist. Namentlich für das Geschlecht der Damen, denen der Sinn für Naturgenuß nicht über dem Geschäft und den

Sorgen des Tages verloren geht, und speciell für die liebliche Welt der Mädchen von dreißig Jahren und darunter, die in Wald und Berg mit ihrer Phantasie und den aufgeschlossenen Gefühlen ihres Herzens sich zu tummeln lieben, bedeutet eine Landpartie den Inbegriff aller bürgerlichen Glückseligkeit. Da wird lange vorher bei allen Hausfreunden und Bekannten geworben, um mit bei der Partie zu sein; sorgfältig weiß die Mutter der Partie — denn bei der Familien-Landpartie übernimmt stets eine Frau von gesetzten Jahren das Regiment und überhaupt wagt kein Mann mit hinein zu reden — es einzurichten, daß ihren Töchtern und deren Freundinnen die Begleitung respectabler, junger, angenehmer Männer nicht fehle, um ein Tänzchen im Freien zu ermöglichen und was sich sonst aus dem einmal losgelösten Faden einer „Bekanntschaft" spinnen läßt. Mein Gott, man muß in heutiger Zeit wohl dafür sorgen, daß es den heirathsfähigen Mädchen nicht an Bekanntschaften von heirathsfähigen Männern fehle; denn sie sind vor und seit dem Aufkommen der Crinoline und den langen Schleppkleidern mit einem großen Schrecken vor der Ehe erfüllt. Nicht leicht fesselt sich heut der junge Mann in den häuslichen Kreis der Familie und seufzt monatelang die älteste Tochter an; das Zeitalter hat auch hierin überall, vielleicht nur Mecklenburg ausgenommen, eine große Veränderung hervorgebracht, welche mit dem begonnenen Umwandlungsprozeß aller socialen Verhältnisse zusammenhängt. Daher hat die Familie Sorge dafür zu tragen, daß sie den Kreis

ihres Lebens erweitert und mehr in die Oeffentlichkeit hineinfaßt. Das ist das Netz, in welchem sich noch eher ein junger Mann von angenehmem Aeußern und gutem Auskommen fangen läßt, wenn sonst das reizende Mädchen versteht, mit der Fackel der Liebe das Stroh seines Herzens anzubrennen. Und im Freien ist man auch ungezwungener; es findet sich vielfach Gelegenheit, kleine und auch große Auszeichnungen zu geben; im Pfänderspiel zu schäkern, die hübsche Hand zu drücken, selbst ein Küßchen zu erhaschen, welches die festesten Grundsätze eines Mannes wanken machen kann. Beim Springen und Laufen über Berg und im Walde läßt sich der ungezwungene Mensch in der Wahrheit seines Wesens vortrefflich beobachten, und es steht den jungen Männern frei, sich durch einen hübschen Fuß und die schöne Figur eines Mädchens, oder durch dessen anmuthigen Charakter in Fesseln schlagen zu lassen; denn Beides zeigt sich auf der Landpartie in größerer Freiheit als irgendwo. Daher ist das schwache Geschlecht auch einverstanden darüber, daß das wahre Vergnügen einer solchen Fahrt nur in der Kraft des anderen Geschlechts beruht.

Ein großer Wagen zu 16 bis 20 Personen nimmt die Gesellschaft auf, und sind gleich seine Sitze nicht für krinolinisirte Wesen eingerichtet, so sind doch die Damen bei solcher Gelegenheit sehr gern bereit, das Drahtgestell, welches ihre untere Hälfte umgittert, nach Möglichkeit zusammenzudrücken; denn je mehr Personen der Wagen enthält, desto mehr Vergnügen

ist zu erwarten. Der und Jener von den gesetzteren jungen Männern nimmt seine Guitarre mit, namentlich lieben es die Commis in den Materialwaarengeschäften, die Friseure, Barbiere und Menschen, in denen sonst der angeborene Hang zur Kunst sich geltend macht; gern fügen sie sich in die Rolle, die Damenwelt durch ihr Spiel auf Guitarre oder Harmonika zu Dank und Schmeichelei zu verpflichten und ihr gesellschaftliches Verdienst darin mit echtem Künstlerstolz zu setzen, zu Tanz und Marsch aufzuspielen und mit den falschen Accorden des Instruments die ganze Partie zu Gesängen zu begeistern.

Ging in dem Zeitalter von Mutter und Vater eine solche Landpartie nie zwei Meilen über Berlin hinaus, so haben die Eisenbahnen und die vermehrten Ansprüche jetzt Landpartieen eingebürgert, welche einst als anständige Reisen galten und vor deren Antritt ein rechtschaffener Hausvater todesahnend sein Testament zu machen pflegte. Wir sprechen nicht von Spazierfahrten nach Syrakus, die einst an dem braven Seume als etwas Uebermenschliches bewundert wurden; auch nicht von Landpartieen nach Konstantinopel oder nur nach Wien, denn die Berliner haben kein Genie à la Stangen in Breslau und haben sich vielleicht aus diesem Grunde immer noch bescheiden aufgeführt. Der Berliner Landpartien-Horizont geht selbst zu Pfingsten nicht weiter über das geliebte Vaterland, als bis ins kleine Sachsen und dessen romantische Schweiz. Potsdam und Sanssouci, Köpenick und Erkner, zur Kasteiung hypochondrischer Seelen

auch wohl eine Höllenfahrt nach Swinemünde — damit ist der Haupttheil dieses Programms erschöpft und dafür hat die Humanität der Eisenbahn-Directionen zu ihrem Profit und der Leute Qual Extrafahrten für den Sommer eingerichtet.

Ist es ein Grundsatz des demokratischen Wesens, daß für das Beste des Allgemeinen das Wohl des Einzelnen dessen eigene Sorge sein muß, so haben diese Extrafahrten auf der Eisenbahn längst die unwiderleglichsten Beweise ihrer demokratischen Natur gegeben. Ihre Generosität glänzt durch die Herabsetzung der gewöhnlichen Fahrpreise auf die Hälfte, und die Directionen würdigen die Dankbarkeit des Publikums dafür so sehr, daß sie möglichst bedacht darauf sind, sie durch Bereitung von allerlei Mühsal und Unbequemlichleiten der Fahrenden auszugleichen.

An schönen Sommertagen pflegen Tausende von Berlinern durch die Extrazüge sich nach Potsdam transportiren zu lassen, um die Schönheit Sanssouci's oder die freiere Natur fernab der Königlichen Lustschlösser zu genießen; ebenso strömen sie nach Köpnick und Erkner, um die Berge und Seen dieser Gegend unsicher zu machen. Wenn nicht wie Häringe in den holländischen Fischerjollen, so doch wie Neger auf den Sclavenschiffen packt der Schaffner im Sinne seiner vorgesetzten Direction die Unverschämten, welche für ihr Geld extra fahren wollen, in den Waggons zusammen; er nimmt auf Nichts Rücksicht und es rührt ihn nicht,

wenn die Weiber Plätze für zwei bedürfen und unter ihren lichten Sommerkleidern ein Männlein verborgen wie ein Veilchen kauert und bei der Sommerhitze innerlich verschmachtet und äußerlich in Schweiß der Auflösung entgegengeht. Warum fahren die Leute extra und machen der Direction Sonntags so viel Unruhe?! Aber gegen die Schrecken einer Rückfahrt pflegt dieser Transport von vergnügungslustigen Berlinern, welche sich hierbei alle Martern der armen Auswanderer auf den deutschen Transportschiffen nach Amerika ausmalen können, noch viel liebliche Seiten zu haben. Die Erwartung der schöneren Himmelsgegend, und alles dessen, was der Tag an Lust und Abenteuern mit sich bringen kann, läßt das Ungemach mit Geduld ertragen und das Publikum, gewohnt an Mißachtung von Oben herab, nimmt dies Schreckensregiment der Kapitalfürsten der Eisenbahn mit leidlicher Nachsicht auf. Aber Abends ist der Fall anders. Auch der Berliner ist dann nach des vergnügten Tages Last und Hitze müde und sehnt sich nach der Schlafstelle. Die Eisenbahn-Direction könnte dies sehr gut wissen, aber im Laufe des Tages hat sie gewöhnlich über der Freude an dem eingestrichenen Nebengewinn vergessen, Rücksicht auf die Anwesenheit der nöthigen Wagen auf den betreffenden Stationen zu nehmen. Um dem Uebel abzuhelfen, packt der menschenfreundliche Schaffner die Waggons womöglich noch mehr voll als am Morgen; genügt dies nicht, so citirt man von der nächsten Station noch einige Wagen, aber lieber einen weniger als mehr, und mit dem Einpferchen der armen, müden

Leute gehen dann ein paar halbe Stunden vorüber, so daß Züge, die um zehn Uhr Abends in Berlin sein sollten, oft erst nach Mitternacht dort ankommen, traurig für den, der sich im guten Glauben mit keinem Hausschlüssel bewaffnet hat.

X.

Trinkhallen.

Elegie an die Stechbahn. — Volpi's Kaffeehaus. — Die Spiele und die Spieler. — Eine Partie für 10,000 Thaler. — Ein Original. — Siechen's Bierhaus. — Sein Ruhm, sein Inhalt und sein Glück. — Die berliner Conditoreien und die italienische Mission. — Stehely und Silhouetten aus alter Zeit.

Wie sehr sich Berlin binnen wenigen Jahren verändert hat, darüber erstaunt ein Jeder, der nach längerer Zeit einmal einen Besuch in andere Stadttheile macht. Was die Vorstädte, die sonst verlorenen Ansiedelungen an und vor den Thoren betrifft, so sind sie nach früheren Erinnerungen, reichten sie auch nur ein Jahrzehnt zurück, nicht mehr aufzufinden, denn wo Nichts war, sind prächtige und zahlreiche Straßen entstanden, und wo Etwas war, hat es sich riesenhaft vergrößert und ist längst unter dem begraben worden, was es gewissermaßen unter seinen Augen geboren werden sah. Aber dies Ausdehnen und Anwachsen der Stadt nach allen Seiten hin hat immer noch weniger Denkwürdiges und Imponirendes, als das Umgestalten der alten inneren Stadttheile, zumal da

in Berlin damit nicht, wie in Paris, eine politische cäsarische Tendenz verbunden ist und auch nicht die menschenfreundliche Absicht, mit der Schöpfung breiter Straßen dereinst das rebellische Volk gründlicher hinter Barrikaden niederkartätschen zu können. Wo man im Innern enge Gassen und einzelne Häuser niederreißt, Platz und Plätze schafft, Luft, Licht, da ist es in der That unter den jetzigen Verkehrsverhältnissen ein Bedürfniß, von welchem unsere Väter freilich keine Ahnung haben konnten. Unter diesen Abbrüchen alter Häuser erregte neuerdings der eines Theils der Stechbahn am königlichen Schlosse ein besonderes Interesse, weil dadurch gerade der Kern von Berlin ein neues und entschieden schönes Ansehen erhalten wird.

Die Stechbahn bildete eine und die schönste architectonische Seite des stattlichen Schloßplatzes. Sie hat ihren Namen von den Turnieren, die hier unter den Kurfürsten stattfanden; ihre stattlichen Häuser aus der Renaissancezeit hatten sämmtlich eine Arcade vor sich, so daß auf dieser Seite die Passage unter einem Bogengange stattfand. Dies Alles wird nun verschwinden. Ein Ende dieser Stechbahn liegt bereits in Schutt und macht das Schloß nach dem anderen Spreearm, an der Schleuse, frei; statt einer engen Straße wird hier eine breite Passage entstehen, welche vom Schloßplatz einen freien und schönen Blick nach dem Gensdarmenmarkt eröffnet, der ohne Störung auf die Schinkel'schen Bauten der Bauschule und der Werderschen Kirche ruhen kann. Was von der Stechbahn nicht der Straße zum Opfer fällt, verfällt nichtsdesto-

weniger der Art der modernen Verschönerungslust. Man wird alle diese Häuser niederreißen und statt ihrer ein prächtiges Bazarpalais bauen, welches die Schönheit dieses Platzes ungemein heben muß.

Dieser Umstand giebt Veranlassung, von einem der interessantesten Kaffeehäuser Berlins zu sprechen, welches seit vielen Jahren sich unter der Stechbahn befindet und welches vielleicht nicht untergehen, aber jedenfalls mit seinen alten Räumen, seinen alten Erinnerungen und wohl auch mit einem Theil seines alten curiosen Inhalts bei dem Umbau der Stechbahn verschwinden wird. Dies Kaffeehaus ist eine Art Börse, der Hauptmarkt der Wechselagenten und Commissionaire, Fixer und Jobber in anderer Weise, der nobelsten und der armseligsten, der redlichsten und der ausgetragenen Schwindler, der zum Geldleihen aufgelegten Kapitalisten und der geheimen Wucherer, der Wechselreiter und Halsabschneider — kurz und gut, es ist das bekannte, ja man kann sagen berühmte „Café Volpi", welches von jedem „anständigen" Mann in Berlin gewiß wenigstens einmal besucht worden ist.

Zunächst hat es eine der vortrefflichsten Lagen inmitten der Stadt. Von seinen Fenstern aus übersieht man die stattliche Fläche des Schloßplatzes mit seinem immer lebendigen Verkehr; die imposante Front des Königsschlosses gewährt dem Blick eine wohlthätige Ruhe; die Kurfürstenbrücke und jenseits derselben das alte, von Leben überquellende Stadtviertel der Post und der kaufmännischen Cité giebt eine reizende Per-

spective. Fünf große und sehr tiefe Zimmer nach dem Schloßplatz hinaus und eine Treppe hoch gelegen, bilden das Volpi'sche Kaffeehaus, welches diesen Namen als berühmte Firma weiterführte, obgleich längst ein Mann anderen Namens im Besitz desselben ist. Diese herrliche Lage bestimmte es so recht zum Versammlungspunkt der kaufmännischen Welt, die um dasselbe herum fluthet. Aber es verdankte seinen Ruf und seinen großen Besuch seit einem Drittel-Jahrhundert außerdem noch dem guten Kaffee, den man hier erhielt. Namentlich früher, als in Berlin auch noch der „Blümchenkaffee" des lieben Sachsenlandes in Ansehen stand und ohne Cichorien keine gute Hausfrau den heißen braunen, edlen Trank zu bereiten wagte, konnte sich der Volpi'sche Kaffee als der beste von Berlin mit vollem Recht anpreisen. Auch bis heute hat er, trotzdem man, Gott sei Dank! jetzt recht guten Kaffee in den Berliner Conditoreien und einzelnen Kaffeehäusern erhält, seinen guten Ruf zu behaupten gewußt und viele Menschen gehen nur deswegen Nachmittags nach dem Volpi'schen Lokal. Der Kaffee dürfte trotzdem aber nicht mehr in Jedermanns Augen seinen Ruf rechtfertigen; er ist reiner und stärker anderswo zu finden. Indessen weiß man, was die Tradition für Sünden vergiebt. Die Frauen waren glücklich, wenn sie in Volpi's Küche ihr halbes Pfund frischgebrannten Kaffee kaufen durften und dieser Nebenhandel in der Küche nahm im Lauf der Jahre Dimensionen an, welche die eines stattlichen Kaffeegeschäfts nicht immer erreichen mochte, bis die Polizei eines Tages dem

Besitzer des Lokales für seine Wohlthätigkeit an die kaffeeliebenden Hausfrauen eine empfindliche Geldstrafe in Form rückständig gebliebener Gewerbesteuer auferlegte. Der Ruhm des gekochten Kaffee's beruhte und beruht wohl noch auf einem Geheimniß, welches schon Mancher zu errathen nnd zu erforschen sich alle Mühe gab, ohne zu bedenken, daß jedes Geheimniß beim Kaffeekochen etwas Verdächtiges hat. Aber ist der nicht neugierige Mann zufrieden, wenn seine Tasse Kaffee mittelst des Filtrirens kochenden Regenwassers durch einen sauberen Porzellantrichter mit zwei Loth gemahlenen und guten Kaffee's hergestellt ist, so thut sich der Nachfolger Volpi's neugierigen Forschern gegenüber auf sein Geheimniß viel zu Gute; denn er hat es von dem alten Volpi als theures Vermächtniß übernommen. Er höchstselbst oder seine Frau leitet die große Kaffeebrauerei Nachmittags; nach dem Geschmack zu urtheilen, scheint etwas Cacao zugesetzt zu werden, der dem Getränk allerdings ein pikantes Aroma giebt, aber doch auch dem reinen Geschmack Abbruch thut. Jedenfalls ist der Kaffee aber bei Volpi das Hauptgeschäft und wird des Nachmittags über dort in etlichen hundert Tassen consumirt.

Wie schon erwähnt, viele der alten Stammgäste bei Volpi kommen nur, um dort behaglich ihren Kaffee zu schlürfen; aber viele andere treiben weniger harmlose Beweggründe und selbst Leidenschaften in der Nachmittagszeit dahin. Die Börse der Agenten findet hier beim Kaffee statt. Man verhandelt still unter sich Wechsel, erkundigt sich nach der Zahlungsfähigkeit eines

Menschen, der Geld vom Agenten erbeten hat und taxirt ihn entweder als „feinen“ oder als „faulen Jungen“. Alle, die zu Volpi kommen, treten als Rentiers auf; sie scheinen das Geschäft des Tages beendigt zu haben und nur noch ihrer Erholung zu leben. Aber sie Alle machen unter dieser Miene in wenigen Worten ihre Geschäfte ab und finden hier den Mann, den sie suchen und brauchen. Die alten Stammgäste kennen die Börse sehr genau; sie stehen, obwohl meist wohlhabende alte Herren, Pensionairs, mit ihr auf gutem Fuße und machen wohl auch durch sie ein gutes, aber vor Allem sicheres Geldgeschäftchen. Spieler aller Art sind eine andere Kategorie von Besuchern; sie sind hier in allen Abstufungen zu finden, von den leidenschaftlichen an, die sich nur einen aufregenden Genuß für ihre Stunde der Erholung suchen und dann wieder in ihr Geschäft gehen, als wenn Nichts gewesen wäre, bis zu den professionellen und „ausgetragenen Kindern“, die ihren täglichen Gewinn hier suchen und Abends den Ertrag durchbringen oder in neuem Spiel riskiren. Dabei geht es aber immer höchst anständig her und es herrscht ein legerer, angenehmer Ton, in den sich der Fremde, wiewohl er hier spärlich vertreten ist, leicht und gern hineinfindet. Man hört nirgends anderen Lärm, als das anheimelnde Gesumme allgemeinen Gespräches und Lebens; man vernimmt nie Streit, Schimpfen beim Spiel oder sonstige Ausbrüche der Leidenschaft. Es wird hier als selbstverständlich vorausgesetzt, daß man gemüthlich ist und kein langweilendes, unnützes Wort auch beim Spiel verliert.

Spiele aller Art versammeln ihre Liebhaber und regelmäßig eine Gruppe aufmerksamer Zuschauer. In einem Alkoven wird vornehmlich das Kartenspiel gepflegt; hier giebt es einen oder zwei Whisttische, ein Tarock, ein l'Hombre, auch wohl einen Scat. Man spielt hoch, oft sehr hoch; aber man hat keinen Grund, ein Geheimniß daraus zu machen. Vorn spielt man wohl ein „Sechsundsechzig", eine Partie Schach und mit großem Eifer langen Puff und Toccadille, um kleinen oder großen Einsatz, je nach den Spielern. Zwei Zimmer sind dem Billard reservirt und namentlich die Gesellschaft des ersten Billards bestand bis vor etlicher Zeit aus den besten Spielern auf dem grünen Brett. Man drängte sich, ihrer Kunst und Geschicklichkeit zuzusehen. Diese Elite ist allmälig durch Alter, Tod und Schicksale versprengt worden, schneller, als man glauben konnte. Der Eine ist froh, ein bescheidenes Amt erhalten zu haben, nachdem er beim Kampf mit des Lebens Stürmen schließlich Alles und selbst die Ehre verloren; der Andere ist wegen falschen Wechsels ins Zuchthaus gekommen; ein dritter hat bankerott gemacht, ein Vierter ist „solide" geworden und geht nicht mehr zu Volpi. Der Ersatz statt ihrer ist theilweis anderer Art, theilweis nicht bloß für das Billard enthusiasmirt. Man spielt heut anderswo ebenfalls Kegelboule auf dem Billard und ausgezeichnete Spieler sind nicht mehr selten. Aber in früheren Jahren war bei Volpi das beste französische Billard und die einzige große stehende Boule. Man spielte den Point um einen Silbergroschen; wenn die „großen Spieler" sich

ihre Revenue von etlichen Thalern erworben hatten, begann die kleine Boule zu einem Sechser den Point. Es ist selbstverständlich, daß die großen Spieler sehr „gerieben“ waren und die Kunst verstanden, ihren Hintermann zu „halten“ oder mit „Fängern“ zu beglücken. Jeder Stoß nahm im Uebrigen seine Kegel. Billig muß man aber auch hervorheben, daß gegen bloße Liebhaber und nicht so „ausgefeimte“ Spieler sehr „coulant“ gespielt wurde; man wußte ja doch, daß sie für die Ehre bezahlen mußten, bei Volpi Boule gespielt zu haben.

Charakteristisch für diese Billardgesellschaft ist eine Anecdote, die hier nicht vergessen sein mag. Einer der Spieler war im Carambole ein so ausgezeichneter Schütze, daß er selbst den geübtesten Kellnern die Hälfte der Points vorgab. Um ihn spielen zu sehen, versammelten sich namentlich die Kenner in großer Menge um das Billard; ein reicher Franzose besonders war ganz begeistert von der deutschen Virtuosität in dem französischen Spiele. Eines Abends machte der erwähnte Spieler mit dem Kellner seine gewohnte Partie Carambolage; Beide spielten so vorzüglich, daß der zusehende Franzose außer sich vor Freude gerieth und mit dem Kellner zehntausend Thaler gegen einen wettete, er würde die Partie verlieren. Die Wette wurde in allem Ernst gestellt und angenommen — die feierliche Stille der höchsten Spannung war die Folge davon. Beide Spieler strengten sich auf's äußerste an; der Eine, um seine Ehre zu wahren, der Andere, um 10,000 Thaler zu gewinnen. Lange schwankte der Erfolg; da

machte der Spieler, der einige Points zurück war, eine große Serie und unter allgemeinem Schrecken der Gäste kam er bis 29 und hatte nur noch den letzten Stoß zu machen. Der Kellner blieb gleichwohl ruhig; Nichts verkündete die große Aufregung, die ihn beherrschen mußte, als er seinen Gegner dicht am Ziele sah. Er stößt — die Brust Aller athmet hoch auf; denn der Ball war scharf an dem andern vorübergegangen. Damit war die Partie entschieden; der Kellner, vom Glück begünstigt, endigte hintereinander die Partie. In der That war auch die Wette kein Humbug gewesen. Der Franzose bezahlte die 10,000 Thaler unter der Bedingung, daß der Kellner sie zur Einrichtung eines Kaffeehauses benütze. Selbstverständlich ließ sich der Glückliche dies nicht zweimal sagen. Er errichtete — es sind etwa zehn Jahre her — eins der elegantesten Café's nach französischem Geschmack, durchaus nur für Gentlemens, Jockeyclub, Spieler und Roué's eingerichtet, in dem zwei elegante Damen aus Paris die Honneurs machten. Aber Glück und Glas — wie leicht bricht das! Bald war diese orientalische Herrlichkeit zu Ende, das Café banquerott und seitdem spielte dessen ehemaliger Besitzer wieder Billard, harrend, ob ein zweites Mal nicht wieder das große Loos für ihn dabei herauskomme. Aber — il n'y a plus d'enfants, und er starb endlich im Elend.

Zum lebendigen Inventarium des Kaffeehauses gehörte seit vielen Jahren ein langer Mann, den man schlechtweg den „Buchhalter" nannte. Er war das wahre Factotum, eine Art Kalefactor, den alle Gäste

und der Wirth benutzten, der wunderlichste Geselle, der je durch langjährige freiwillige Dienstzeit sich eine Stellung errungen. Im Grunde war er Gast wie jeder Andere; aber er war ein Gast, der seine Dienstbeflissenheit nicht allein überall anzubringen wußte, sondern auch daraus die Mittel seiner bescheidenen Existenz schöpfte. Man hätte vermuthen können, er sei zur Familie des Wirths gehörig oder sei von demselben besoldet; denn er hatte stets Beschäftigungen, die ins Privatamt des Wirths oder der Kellner gehörten. Indessen, wie gesagt, der Buchhalter war nichts als Gast, dem der Wirth seine eigene Stellung ließ und die er feindseligen Kellnern gegenüber mit dem Stolz eines spanischen Granden behauptete, zum höchsten Amüsement der Gäste. Gerade der Stolz, den er besaß, und die dienende Stellung, in die er sich begeben, machten in ihrem Kontrast eine sehr komische Wirkung. Er besorgte Gänge für den Wirth, für den Kellner, für die Gäste; er war, wenn auch etwas vergeßlich, die ehrlichste Haut für Commissionen. Man konnte ihm Alles anvertrauen. Gutmüthig dabei, etwas simplen Verstandes und doch von großem point d'honneur, war er allgemein Gegenstand der Nörgeleien und des Uebermuths der Gäste, deren Späße er ruhig ertrug, wenn sie zu den Stammgästen gehörten; die er aber mit Entrüstung behandelte, wenn sie noch zu den Fremden zählten. Beim Boulespielen war ihm durch Usurpation das Recht erwachsen und nahm ihm Niemand, anzuschreiben, woher der Name „Buchhalter" stammte. Für diese Arbeit erhob er von jedem Spieler für jede Boule

die Abgabe eines Groschens. Höchst komisch war es, wenn der Kellner in Fehde mit ihm lag und ihm den Buchhalterposten kraft seines Amtes dann aus Rache vorenthalten wollte. Gewöhnlich bestand der Buchhalter darüber einen stillen Seelenkampf und schwankte, ob er den Kellner stolz verachten, oder ob er sich mit ihm zanken sollte. Je nach seiner Laune that er bald das Eine, bald das Andere, bis die Versöhnung durch ein gutes Wort an ihn wieder erfolgt war. Im Lauf der Zeit war er gegen alle Neckereien und Kämpfe so abgehärtet worden, daß er unbeirrt that, was ihm gefiel und was er für sein Recht, erworben durch die Tradition, in Anspruch nahm.

Wir haben das Volpi'sche Kaffeehaus als eine Trinkhalle aufgeführt, und diese Bezeichnung dürfte sich nicht als unzutreffend erwiesen haben; aber mit noch größerem Rechte gebührt sie einem andern Local, welches jenem Kaffeehause gegenüber liegt, an dem Ufer der Spree, an der Kurfürstenbrücke. Es ist die Siechen'sche Bierstube, eins der originellsten Locale von Berlin und, besonders früher, von populärem Ruf. Der Ruf ist hier anders als der des Volpi'schen Kaffeehauses begründet worden, nämlich durch den Wirth Siechen, durch seine Frau, durch sein Bier und durch ihre Küche, endlich durch einen Theil der Gesellschaft.

Herr Siechen ist seines Zeichens Sänger, eine Künstlernatur, welche vornehm an aller Prosa des Lebens vorübergeht, auch als diese Prosa sehr traurig war. Er kümmert sich um Nichts; als Herr seines Geschäfts geht ihm sein Geschäft nichts an. Mit seinen

Freunden, seinen Stammgästen plaudert er nur, sobald seine Sprechstunden da sind, Mittags und Mitternacht. Bei guter Laune erinnert er auch durch einige Präludien an das Metall in seiner Kehle, an seine höhere Bestimmung zum Künstler. Seinen Namen erwarb sich Siechen in den Kreisen der Theaterwelt durch seine Unterhaltungsgabe, durch seinen Humor; und deswegen ließen ihn die Künstler nicht fallen, gingen bei ihm zu Biere. In weiteren Kreisen wurde er durch die 1848 erschienene „Ewige Lampe“ bekannt, ein politisches, radicales Witz- und Glossenblatt, welches sich in der Sommerzeit von 1848 eine große Verbreitung verschaffte und förmlich in der Siechen'schen Bierstube verfaßt und redigirt wurde, wie auch ausdrücklich auf dem Journal gedruckt war. Man kann sich daher denken, wie lebhaft es damals bei Siechen herging; der „Kladderadatsch“ wurde in ähnlicher Art ins Leben gerufen und am Leben erhalten. Als nun aber der große Hinckeldey kam, löschte er auch die „Ewige Lampe“ aus und bestrafte Siechen dafür, indem er ihm allerhöchst nicht mehr erlaubte, sich zu ernähren, das heißt, man nahm ihm die Concession. Aber Siechen hatte eine Frau, die an weiblicher Tüchtigkeit manche Schöne, an Energie und praktischem Verstand ein paar Männer aufwog. Frau Siechen eroberte ihrem Mann die Concession zurück, und Siechen eröffnete darauf vor einem Jahrzehnt, arm wie Hiob, in einer kleinen Parterrewohnung von drei Zimmern, sein neues Bierlocal. Reicher Zuspruch lohnte den Märtyrer, und der Besuch war von Anfang an und ist bis heute außerordentlich

zu nennen. Das kleine Local ist von Morgens bis Abends bis in seine Ecken gefüllt; auf Biertonnen zu sitzen und zu essen, ist hier nichts Neues. Allstündlich wechselt das Publikum; nur spät Abends hält eine Stammgesellschaft unter Siechen's Präsidium eine lange Sitzung. Hier giebt es das beste Bier in Berlin, das beste und billigste Essen; hier ist die Börse der kleinen Commissionaire und der kleinen Kaufleute, die wohl auf gut Glück eine Uhr oder silberne Messer zum Kauf anbieten. Ein Kellner hat das beschwerliche Amt, von Morgens bis Abends die Seidel vollzuschenken; er ist der verantwortliche Redacteur, an ihn zahlt der Gast, er muß der Küche für alles Gelieferte gut stehen. Bei dem großen Besuch und der starken Consumtion ist es natürlich nicht zu vermeiden, daß der Gambrinus des Siechen'schen Locals viele Verluste erleidet; indeß seine Stellung ist derartig, daß solche Verluste nothwendig sind, um sie nicht allzu gewinnreich zu machen. Sie wirft Tags über durch das Ausschenken mehrerer Tonnen Bier, für welche je ein Fixum an den Wirth gezahlt wird, noch mehrere Thaler ab und sichert dem Pächter eine stattliche Jahreseinnahme. Die Direction, welche in der Küche zu suchen ist, kommt bei diesem Abkommen nicht minder vortheilhaft weg; sie hat mindestens keine Controlle und kein Risico nöthig. Um sich einen Begriff von dem Consum von Beafsteaks, Suppen und Wiener Würsten zu machen, der bei Siechen stattfindet, genügt es wohl zu bemerken, daß Frau Siechen vor einiger Zeit durch ihren kleinen Küchengewinn so viel erspart hatte, um ihren Gatten zum Geburtstag

mit dem Geschenk einer noblen Equipage und eines dazu passenden Zwiegespanns überraschen zu können, während Herr Siechen sich das alte, große, theure Haus zu kaufen vermochte, in dem er sein Glück durch Bescheidenheit, Güte der Waaren und billige Preise gemacht.

Bei Siechen ist eine viel besuchte nasse Station für den Geschäftsverkehr in der Königsstadt; bei Siechen ist aber auch die Theaterbörse. Hier findet man Schauspieler, Sänger und Statisten; hier setzt sich der Theaterschriftsteller mit dem Darsteller von Rollen seines neuen Stückes in näheren Rapport. Der Recensent der kleineren Theater zeigt sich hier als Bier- und Menschenfreund und häufig findet Mittags und Abends an dem Raisonnirtisch des Siechen'schen Locals ein Witzfeuerwerk interessanter Geister und zufriedener Genie's, die ihren Beruf verfehlt haben, statt, welches seinen Reiz auch auf die Philisternaturen der Unbetheiligten nicht verfehlt. Um diese nächtliche Tafelrunde liegt nicht der romantische Reiz, wie um die Champagnerorgien Devrient's und Hoffmann's bei Lutter und Wegener vor vierzig Jahren; aber es waltet hier der leichte Frohsinn, die sorglose Laune, welche ein Grundzug der Meisten ist, die ihr Leben dem Dienste des Theaters gewidmet haben.

Ganz besonders wichtig sind auch als Trinkhallen der Bildung die Konditoreien.

Eine Berliner Konditorei ist etwas sehr Eigenthümliches, was sich nirgend anderswo in so großer Blüthe der Gattung wiederfindet. Sie ist nicht bloßer

Kuchenladen, sondern eine geistige, speciell literarische Nähranstalt, welche durch das Mittel des Kaffees, der Absynthe oder Baisers und Fruchtkuchen ihren Gästen eine innere Abfütterung und Tränkung gewährt. Die Konditoreien, die wir dabei im Auge haben, sind vor Allem Zeitungshallen und Lesekabinette; Jedermann, mit wenigen Ausnahmen, will in ihnen seinen inneren, geistigen Durst löschen und sieht gemeinhin den Genuß einer Tasse Kaffee als die unumgängliche Steuer für seine Bildungsbeförderung an. Die Konditorei ist durchweg ein sehr elegantes Local und in vornehmer, etwas steifer Salonmanier eingerichtet. Sie ist eine Stätte stiller Andacht; laute Plauderei gehört hier zu den Tactlosigkeiten, wie in einem Collegium. Sie gleicht nicht dem englischen, prosaischen „Coffee-House", sie ist auch nicht das französische „Café" und noch weniger das österreichische, lärmvolle, qualmige „Kaffee". Sie ist etwas von Allem, aber als „Konditorei" eine ganz bestimmte Gattungsart. Wohl hat sie in den letzten Decennien auch die Metamorphose Berlins mitgemacht und unter Einbuße ihres familiären Charakters eine großstädtische Ausbildung erhalten. Aus kleinen behaglichen Zimmern, in denen eine geschlossene Gemeinde Nachmittags die paar Zeitungen des Locals aussog, sind große, elegante Salons geworden, von Morgens bis Abends mit geistig Dürstenden angefüllt. Der Aufschwung der Presse seit 1848 und das allgemein gewordene politische Leben zwang die Konditoren, die Zeitungen zu vermehren, ausländische Blätter und theure Zeitschriften zu halten und so zu Vorstehern

großer literarischer Institute zu werden, die nebenbei auch mit Süßigkeiten einen ästhetisch eingerichteten Handel treiben.

Wie jammervoll trocken gelegt würde die literarische und geistige Republik von Berlin, wenn plötzlich diese Trinkhallen der Bildung geschlossen würden, wenn eine vorsorgliche Politik durch ein preußisches Wort **non sine ira** die großen Konditoren der Metropole wegen ihrer Aufpäppelung massenhafter catilinarischer Existenzen und Menschen, die ihren Beruf verfehlt, aus dem Lande wiese! Gott bewahre uns vor diesem Malheur! Diese Nährväter der Intelligenz in der nordischen Hauptstadt sind übrigens kühne Ausländer, französische und italienische Schweizer. Sie, Kinder von durch und durch revolutionairen Nationen, sind als schlaue Emissaire einer geheimen und furchtbaren Propaganda aus dem Süden nach dem Norden gekommen, um hier in der raffinirtesten Weise die geistige Verderbniß durch gute Nahrung zu fördern. Daher der Name Konditor, eine unmerkliche Entstellung des Namens der alten Condottieri.

Was sind unsere biederen Deutschen: Schilling, Voß, Fuchs und wie sie sonst die Schüsseln für ihre Torten signirt haben mögen, gegen die Berliner Konditornamen romanischen Klanges, gegen die Stehely und Spargnapani, die Giovanoli und Josty, d'Heureuse, Rousset und Courtin. Sie sind, was brave Volksredner gegen die anerkannten Volkstribunen bedeuten, denen das Bravo der Menge immer sicher ist. Und hieraus ist männiglich zu ersehen, daß es sich

beim Berliner Konditor, um seinen Ruhm zu gründen, nicht nur um Kuchen handelt, sondern um mehr. Seit Decennien sind Stehely und Spargnapani die Stammhalter eines literarischen und schöngeistigen Geschlechts, deren Stellung unerschütterlicher ist, als die des größten Ministerpräsidenten. Sie haben Italien bei uns längst zur Anerkennung gebracht, ehe noch Cavour und Garibaldi es schufen, damals schon, als Balbo und Gioberti es erst träumten. Die Pasteten, welche mancher nachherige Minister einst, als Abgeordneter der Nationalversammlung im Concertsaal des Schauspielhauses, Mittags zuweilen bei Stehely verzehrte, sie waren voll vom Geist des einigen Italiens. Diese Vergiftung mit Ideen und durch Zeitungen, besonders in der Stehely'schen Konditorei, geschah so harmlos, daß sie keinen Verdacht erweckte.

Versetzen wir uns, um dies näher kennen zu lernen, im Geiste in jene Zeit zurück, da das „Junge Italien“ mit Mazzini seine ersten Anstrengungen im Lande der Orangen machte und Stehely im Lande der Bücklinge in der ersten Blüthe der konditorlichen Propaganda stand. Das Zeitalter der Weinstube Lutter und Wegener am Gensd'armenmarkt war mit Ludwig Devrient begraben worden; das Zeitalter der Konditorei von Stehely, wenige Häuser von jener Weinstube gelegen, hatte schon begonnen, und eine Menge Berliner Notabilitäten und Curiositäten versammelten sich dort; jeder gebildete Fremde, der nach Berlin kam, versäumte es nicht, ein paar Stunden Stehely zu besuchen.

Signor Stehely war eine gravitätische, imposante Figur mit vornehmem Kopfe und noblen, charakteristischen Zügen, eine durchaus interessante Erscheinung, die eher in die Cirkel der Diplomatie, als hinter den Ladentisch und die Liqueurflaschen gehörte. Schon dies beweist, welche Bewandtniß es mit seinem Unternehmen haben mußte, und daß es mit der Konditorei nicht ganz richtig sein konnte. Es steckte mehr dahinter. Und allerdings steckte hinter ihm sein Compagnon, ein Mann von starkem Körperbau, behend dabei und liebenswürdig, voll eleganter Tournüre, immer geschäftig ohne Unruhe, würdig und gemessen, freundlich und leichthändig. Es war Stopani, der bei Waterloo mitgekämpft hatte und den Quirl für die politische Gesellschaft seines Locals bildete. Stopani war in der That ein gefährlicher und höchst gewandter Emissair der italienischen Carbonariorden, mit denen, wie die „Berliner Revue" bei der Geschichte der Maurerlogen vergessen haben muß, die deutschen Freimaurer im geheimen Einverständniß handelten. Stopani war Morgens, wenn die Gardeoffiziere bei ihm Chokolade und Pasteten mit einem Glas Madeira genossen, starrer Absolutist; Abends, wenn seine verdorbenen Geister da waren, Republikaner; Mittags, wenn einige französische Legitimisten zu ihm kamen, die mit den Bourbonen Frankreich verlassen hatten, Legitimist; und fand sich ein Verehrer des großen Napoleon bei ihm ein, so erzählte er ihm mit Begeisterung von der alten Garde, von Cambronne, von den Marschällen von Frankreich und weshalb die französische Armee bei Waterloo besiegt worden sei. Er

war sehr klug, dieser Stopani; er wußte, was er that, indem er sich zum Quirl des sozialen Lebens in seiner Konditorei machte.

Wi gesagt, um die Mittagsstunde, wenn die Wachparade beendigt, war der preußische Militairstaat bei Stehely vertreten; vor der Börse, gegen ein Uhr, in der Juste-milieu-Zeit, kamen die Kaufleute, die fetten Bourgeois, die Liberalen, die es gut mit sich und aller Welt meinen. Nachmittags erschienen Professoren, Doctoren aller Facultäten — Literaten, wie die Polizeisprache sagt, Schriftsteller, wie es deutscher lautet — Künstler und Lehrer. Das hintere Zimmer — es war finster und man stieg damals ein paar Stufen hinauf, ehe man in dasselbe gelangte: höchst verdächtig schon! — ward von den Politikern in Beschlag genommen. Unter denselben spielte lange Zeit der Friseur W...... eine bedeutende Rolle. Er war ein wilder Republikaner, ein Erzjacobiner, einer der Helden der Bastille, ein Verehrer Robespierre's, der an dem 10. August, da das Königthum fiel, und am 9. Thermidor, da Robespierre gestürzt wurde, mitgewirkt und als Freiwilliger gegen Cadoudal's royalistische Banden in der Vendée mitgekämpft hatte. Eine hagere und gebückte Gestalt mit gepudertem Haar, in langem grauem Ueberrocke, eine vollständige Landkarte von Leidenschaften auf seinem Gesichte, so saß dieser gefährliche Mensch still und harmlos bei Stehely, ein lebendiges Denkmal der Revolution, höchst sauber in seiner Wäsche, mit einer zierlichen Hand, die oft vor Ingrimm die Journale zerknitterte, wenn sie Dinge berichteten, die ihm

nicht gefielen und besonders klar werden ließen, welch eine Farce das Julikönigthum aus der Julirevolution gemacht. Wollte man ihn in ein Gespräch verwickeln, dann mußte man in die Saiten von 1792 schlagen; Roland, Clavière, Danton, Péthion, Lebrun verstand er aus ihren Gräbern zu beschwören; er erzählte vom Sturm auf die Tuilerieen, von der Niedermetzelung der Schweizer, vom Club der Cordeliers, vom Nationalconvent, von den Jacobinern, von Robespierre, den er Abends, wenn er vor der Thür seiner Geliebten Wache hielt, allein, ohne Begleitung, in seinem sorgfältigsten Anzuge mit dem sauber gepuderten Haarputz, aus dem Convent in seine Mansarde zurückkehren sah, von Robespierre, dem er bis zum letzten Augenblicke mit Leib und Seele ergeben blieb, für den er am 9. Thermidor beim Rathhause kämpfte, nachdem Tallien das „Nieder mit dem Tyrannen!" gerufen hatte. Dieser alte Schreckensmann war ein geborner Berliner, der sich seltsam genug in der Stehely'schen Gesellschaft ausnahm, aber von Stopani eifrig beschützt wurde. Erhob sich das kluge Juste-Milieu oder gar der patriotische Absolutismus, so schob der Friseur die Zeitungen rasch von sich, biß die Zähne zusammen, wüthete mit den Augen, ergriff seinen Hut und entfloh, entfloh auf die Straßen Berlins, die damals noch alle fast mit Legitimismus gepflastert waren.

Und so fehlte auch als Gegenstück zu dem Jacobiner in der damaligen Stehely'schen Gesellschaft nicht der incarnirte Legitimist, der exaltirte Royalist. Es war der Tänzer Hoguet, der sich durch den Emigrantenpli,

durch gepuderte und höfische Etiquette auszeichnete. Vom Kopf bis zur Zehe war er französische Elegance, tanzmeisterliche Agilité und Wohlgefälligkeit mit einem höchst geordneten Anzuge. Als treuer Anhänger der Bourbonen lief er neben dem Wagen Karl's X. her, als dieser durch Spandau fuhr, und rief sich heiser in „Vive le roi!“

Ein Original anderer Art war Doctor Sommerfeldt, der in alle Berliner und auswärtige Blätter über Theater schrieb und den der Hofschauspieler R. aus Aerger über eine böse Kritik einmal im Thiergarten durchgeprügelt hatte. Oft bemerkte man auch in einem Winkel des Zimmers einen schüchternen Menschen mit etwas gebücktem Oberkörper und einem schwarzen Schnurrbart. Es war Wilibald Alexis, der Verfasser des „Walladmor“, jenes klassischen Plagiats an Walter Scott, welches ihn berühmt machte. Auch O. F. G..... mit seinem Schnurrbart ließ sich häufig hier sehen; es war eben O. F. G.....; man meinte damals, er sei auf Aristoteles eifersüchtig, aber die Zeit hat gelehrt, daß O. F. G..... nicht solchen Ehrgeiz besessen hat, denn er war auf der letzten Kunstausstellung sogar ausgehängt. Von einem anderen Republikaner ist gar nichts Anderes zu reden, als daß man sich seiner durch den Gebrauch des Diminuitivs erinnert. Er sprach zum Hofräthchen vom Verdienstchen und zum Freundchen vom Prozentchen, und doch konnte er unter verschiedenen Namen zwölf Zeitschriften redigiren, für zwanzig korrespondiren und an fünfzig laboriren und noch überdies Kranke kuriren und Geburtshülfe leisten. Als

ewige Beweglichkeit figurirte die lange Gestalt des Herrn von Treskow in der Stehely'schen Konditorei; er trug seinen Johanniterorden, hatte eine hübsche Tochter und protegirte die Kunst, vermittelte Konzerte und war eine Art Mäcen.

Der alte Stehely und der alte Stopani sind nicht mehr da; die alte Garde jenes Convents hat sich höheren Mächten ergeben oder doch stark gelichtet. Aber ist es auch in der Konditorei bei Stehely etwas anders, als sonst, so doch im Allgemeinen noch immer wie früher. Auch heute sind noch interessante Menschen dort, Aristokraten und Demokraten, Gelehrte, Notabilitäten, Schriftsteller, Journalisten, Privatiers, Offiziere, Franzosen, Zeitungstiger. In den Zimmern wird noch mit großer Andacht das Gift aus den Zeitungen, die Nahrung aus den Zeitschriften gesogen, und stehende Figuren, sogar Originale, weist jede Tageszeit auf. Auch der politische Raisonnirtisch hat sich erhalten, und ein anderer Stamm ist dort aufgewachsen. Aber er hat sich in den Laden versetzt, an die Oeffentlichkeit, und die kleine Gesellschaft findet sich Nachmittags zusammen, um alle die politischen und unpolitischen Gedanken auszutauschen, die Jedem von ihnen Tags über durch den Kopf gegangen sind. Einer steckt die Lichter des Andern an, und oft brennen sie alle auf einmal. Die frischen Abendzeitungen fallen zuerst in den unersättlichen Schlund dieses Abonnementtisches, und wenn ihre Novitäten mit der Routine von Fachkennern verspeist sind, dann tritt erst die Behaglichkeit der Verdauung ein, und Einer nach dem Andern sucht seine

abendliche Zerstreuung und Arbeit auf. Das Herz ist ihm leichter und der Kopf doch nicht leer. Die politische und literarische Börse, die immer bei Stehely gehalten wurde, findet auch heute noch statt; soviel vom Berlin des Vormärz auch verschwunden ist, dies Stück davon hat sich erhalten.

Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 34.

In demselben Verlage erschien:

Diesseits und jenseits der Alpen.

Bilder

von der

Adria, aus Oberitalien und der Schweiz.

Von

Julius Rodenberg.

Elegant geheftet in Farbendruck-Umschlag von Haun.

Preis 1 Thlr.

Der Verfasser, dessen feine Beobachtungsgabe seit Langem die allgemeinste Anerkennung gefunden, schildert hier in seiner poetischen, überaus farbenreichen Erzählungsweise die Hauptpunkte Norditaliens und der Schweiz. Unter Rodenbergs liebenswürdiger Führung durchwandern wir Triest, mit seinem bunten, halb orientalischen Treiben, staunen wir die schweigsame, versinkende Pracht Venedigs an; er zeigt uns den Palast der Capuletti, die römische Arena in Verona und führt uns auf das Dach des weltberühmten Domes von Mailand; wir sehen die gesegneten Fluren der lombardischen Ebene und athmen den berauschenden Duft der Orangen- und Lemonenhaine der Villa-Carlotta am Comersee. Wir verlassen mit ihm den ewig blauen Himmel Italiens und betreten, über die Schneefelder des St. Gotthard, die freie Schweiz, deren Städte und Bürger, deren Berge und Gletscher, deren Wiesen und Alpenwirthschaften er uns vorführt; immer haben wir bei seinen Schilderungen den

lebendigen Eindruck eines naturgetreuen Gemäldes, der das Buch stets den Kennern der Schweiz und Norditaliens zu einer lieblichen Erinnerung, den Anderen zu einer interessanten Lectüre machen wird.

Tag und Nacht in London.

Eine Wanderung durch die Weltstadt

von

Julius Rodenberg.

Mit Zeichnungen nach der Natur von William M'Connell.

Elegant gebunden in Buntdruck-Carton.

Vierte Auflage. Preis 1 Thlr.

Der Verfasser hat sich aus London ein Studium gemacht, wie es wenige Schriftsteller, die uns bisher Sitten und Menschen der großen Metropolis zeichneten, von sich rühmen können. Er hat es durchschweift nach allen Richtungen, gesehen zu allen Tageszeiten, er redet seine Sprache und kennt seinen Jargon von A. bis Z. Am besten hat der Verfasser die Seite des Londoner Lebens, welche dem Fremden zuerst sich aufdrängt, ihn fast betäubt, wieder gegeben, und zwar das Ungeheuerliche und Riesenmäßige, welches alle Dinge hier annehmen; er hat es schon durch den Ton, durch die ganze Haltung seines Buches getroffen — wenn man das Buch durchgelesen hat, fühlt man sich im Wirbel, wie wenn man an einem schönen Tage durch Regent-Street, Oxford-Street oder den Strand geht.

Der Umstand, daß das Buch 4 Auflagen erlebt, beweist seine Vortrefflichkeit und den Anklang, den es gefunden hat.

Spiegel der Vergangenheit Trost, Hoffnung und Muth zu schöpfen. Zu solch herzerhebender Rückschau ist wohl kaum eine Zeit von größerer Bedeutung als die der Jahre 1805—13. Der Freimuth, mit dem der Verfasser jede Schwäche, jede Niederträchtigkeit aufdeckt, die klare und übersichtliche Darstellung, mit der er die Unthaten und Großthaten Einzelner einzurahmen weiß in das Bild jener großen Zeit machen das Werk zu einer **Geschichte des Volks, geschrieben für das ganze Volk** in ächt volksthümlicher, lebendiger Begeisterung und Beredtsamkeit, dessen Lectüre Keinem ohne Gewinn für sein vaterländisches Denken und Handeln bleiben wird. Das Buch ist recht eigentlich ein Aufruf an das Volk, ein geschichtlicher Lehrcursus für dasselbe.

In demselben Verlage erschien:

Diesseits und jenseits der Alpen.

Bilder

von der

Adria, aus Oberitalien und der Schweiz.

Von

Julius Rodenberg.

Elegant geheftet in Farbendruck-Umschlag von Hann.

Preis 1 Thlr.

Der Verfasser, dessen feine Beobachtungsgabe seit Langem die allgemeinste Anerkennung gefunden, schildert hier in seiner poetischen, überaus farbenreichen Erzählungsweise die Hauptpunkte Norditaliens und der Schweiz. Unter Rodenbergs liebenswürdiger Führung durchwandern wir Triest, mit seinem bunten, halb orientalischen Treiben, staunen wir die schweigsame, versinkende Pracht Venedigs an; er zeigt uns den Palast der Capuletti, die römische Arena in Verona und führt uns auf das Dach des weltberühmten Domes von Mailand: wir sehen die gesegneten Fluren der lombardischen Ebene und athmen den berauschenden Duft der Orangen- und Lemonenhaine der Villa-Carlotta am Comersee. Wir verlassen mit ihm den ewig blauen Himmel Italiens und betreten, über die Schneefelder des St. Gotthard, die freie Schweiz, deren Städte und Bürger, deren Berge und Gletscher, deren Wiesen und Alpenwirthschaften er uns vorführt; immer haben wir bei seinen Schilderungen den lebendigen Eindruck eines naturgetreuen Gemäldes, der das Buch stets den Kennern der Schweiz und Norditaliens zu einer lieblichen Erinnerung, den Anderen zu einer interessanten Lectüre machen wird.

Druck von W. Moeser in Berlin.



